<36635743650013

38704

Das Wieschen.

Roman

von

E. Vely.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1894.

Meinen lieben Freundinnen

Frau Direktor **John Meyer,**

geb. Mollet in Hamburg

und

Fräulein **Meta Mollet**

widme ich dies Buch zur Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit.

E. V.

1. Kapitel.

„Wieschen!“

Der schrille Ruf ist schon dreimal durch das niedrige, dumpfe Zimmer geklungen, jetzt holt die scharfe Frauenstimme wieder aus: „Male! Wieschen! Ist denn gar keins von Euch wach zu kriegen?“

Und dann öffnet sich die Nebenthüre knarrend, um eine humpelnde Gestalt einzulassen. Der Oberkörper ist nur mit einem Hemd bekleidet, aus dem die magern, gelben Arme hervorsehen, über den Rücken hinab, weit auf den blauen Friesrock hin hängen zwei dicke, brandrothe Flechten, welche den schmalen Kopf durch ihr Gewicht ein wenig nach hintenüber ziehen. Der helle Morgensonnenschein kommt ungehindert durch die kleinen, bleigefaßten Fenster, gleitet über die getünchten Wände, über den eisernen schwarzen Ofen, vor dem eine Bank steht, auf welcher allerhand Kleidungsstücke bunt durcheinander liegen, über den tannenen Tisch, an den sich einige gebrechliche Holz-

schemel lehnen, und fällt auf das Bett an der linken Wand, in dessen dünnen, blauweiß gewürfelten Kissen zwei Kinder nebeneinander ruhen, während zwei kleinere ihnen zu Füßen gebettet sind.

Die hinkende Frau rüttelt die Mädchen jetzt am Arme.

„Male — Ihr müßt raus!“ Und als sie sich nun aufrichten und die verschlafenen Augen mühsam öffnen, kommt es nach: „Vater hat mal wieder seinen Magenkrampf — tummelt Euch man.“

Die jungen Glieder recken sich nur langsam, da hilft ein Puff nach bei der Aeltesten, während Wieschen, die schlankere, behende, der ihr gleichfalls zugedachten Aufmunterung entgeht und nach dem Ofen schlüpft, um in den weiten, dünnen Rock zu fahren, der ein anderes Mieder hat, das zweifellos einstmals die Taille einer Honoratiorentochter umschloß.

Aus der Kammer nebenan erschallt ein Stöhnen. Male stößt die Schwester an. „Die Lüttjen haben es besser, die können noch drin bleiben.“

Die Frau holt aus dem Tischkasten zwei Stücke Brod und schiebt sie den Kindern hin. „Irgendwie werdet Ihr wohl noch was dazu kriegen. Es is man wenig — Du lieber Gott!“

Ihre großen, rothgeränderten Augen blicken

kummervoll auf den Rest, der noch für die kleinsten bleibt.

Die ächzenden Laute nebenan werden stärker, sie nickt vor sich hin: „Es ist ein Schicksal, ich sage, ein Schicksal!“ Und dann schlüpft sie wieder davon.

Wieschen beißt hastig mit den gesunden, weißen Zähnen in das Frühstücksbrod, Male lacht, wie eins der Kleinen, dem sich die Fliegen auf das Gesicht gesetzt, im Schlafe nach den Peinigern schlägt. Dann deutet sie nach der Kammerthüre hin.

„Du, Wieschen, er hat gestern gewiß wieder wo Branntwein gekriegt,“ sagt sie altklug, „und den soll er doch nich . . .“

Wieschen wirft die rothe Mähne mit beiden Händen zurück. Sie hat ein blasses Gesicht mit seltsam leuchtenden blauen, großen Augen, eine feingebogene Nase und einen kleinen vollen Mund.

„Er hat uns aber doch nich geschlagen, wie er nach Haus gekommen is, und Mutter auch nich . . .“

Dann fassen sie nach den Klappern, mit denen die Gänse herbeigerufen werden, stecken die Brodschnitten in die Linke, nehmen die Gerten dazu und wandern vor das Haus, wo sie sich trennen — Male geht die Straße hinunter, Wieschen hinauf.

Das klappernde Geräusch macht die Hausfrauen

aufmerksam, daß die Heerde sich versammelt, die Hofthüren öffnen sich und lassen die ihren Morgengruß schnatternden Gänse heraus.

Das einstöckige Haus mit der quergetheilten Thür ist das Eigenthum des Gänsehirten, welcher den Zunamen „Daunenprinz“ führt — doch „ein Dach überm Kopf“, pflegt er mit einem gewissen Stolz zu sagen, denn es giebt Leute, die das noch nicht einmal haben. Seine Frau, die an einem vernachlässigten Beinbruch laborirt, findet sich mit den häuslichen Pflichten ab, wie er und sie solche verstehen. Sieben Kinder, vier Prinzessinnen und drei Prinzen, umgeben das Paar — die, welche laufen können, sind immer mit auf dem Heideland, dem Weideplatz. Die ältesten haben beim Hüten gleich dem Vater lange dünne Gerten — alle sind in beständiger Bewegung, denn eine solche Heerde ist schwer in Ordnung zu halten — Gänse und Kinder schreien gemeinsam. Die Flügel der Thiere schlagen und die rothen Mähnen der Prinzessinnen flattern und die dünnen Röcke fliegen um die nackten Füße — sie bücken sich unausgesetzt nach den Federn, die ihre Schützlinge verlieren, das ist ein Handelsartikel. Die Kleinen sind immer in dem Haufen, oft stoßen die Gänse nach ihnen, aber sie thun ihnen doch nichts, wenn sie mit den dicken, rothen Händen nach ihnen

schlagen und „Hulle, Hulle“ schreien und vor Lust aufjauchzen.

Sie trotzen der Hitze wie der Kälte. Wenn die Gänse dasitzen, den Kopf unter die Flügel geduckt und Mittagsschlaf halten, balgen sie sich umher oder liegen auf dem Rücken und blinzeln in die Sonne hin; wenn der Herbstwind kommt und bläst und schneidet, bieten sie ihm auch tapfer Stand und lassen sich blau frieren — aber, wenn die Fluren verödet sind und die Gänse ihrer Bestimmung überliefert werden, dem Verkauf, der Bratpfanne, dann werden sie still und kriechen in die elterliche Wohnung zum Winterschlaf. Sie sitzen dann und zerspleißen die gesammelten Federn und sie sprechen vom Frühjahr, wo sie die Brutgänse wieder bekommen und junge „Gösseln“ dazu. Daß die andern verzehrt sind, daß es Gänsebraten giebt, ist für die Alten und Jungen im „Palais“ etwas wie eine Sage. Nicht allzu oft, denn der Daunenprinz hat eine Vorliebe für das süße Nichtsthun, erinnert sich der Vater Lüssow seines ursprünglichen Gewerbes und flicht einmal einen Korb oder flickt für Geld und gute Worte für die Nachbarn einen Stuhl aus.

Ueberläßt er tagelang seinen Kindern die Würde seines Hüteramts, so ist's auch gut, man weiß, daß sie tauglich dazu sind.

Male ist mit ihrer Abtheilung zuerst auf dem Platz, wo das Weideland hinter einem alten Eichenbestand beginnt, sie schreit und läuft und schwenkt die Gerte, Wieschen kommt nach geraumer Zeit hinter ihren Schutzbefohlenen her, die Sorge für dieselben dem Bruder Just überlassend, der sich herangefunden. Sie trägt etwas in dem Kleiderrock, den sie über ihre nackten Beine halb emporgehoben hat und läßt sich auf einen Baumstumpf fallen.

Dann giebt es eine feierliche Enthüllung, da ist zuerst ein blaues, etwas fleckiges Band, das sie gefunden hat, drei Haarnadeln sodann und ein Blatt weißes Papier, endlich ein großes Butterbrod, das sie in einem Hause bekam, wo ihre Augen sehnsüchtig der Hausfrau zuschauten, welche für die Mäher das Frühstück herrichtete. Male bringt nun einen Pfeifenstummel zum Vorschein, welchen sie irgendwo aufgelesen, über den macht sich Just mit wichtiger Miene her.

Die drei nächstfolgenden daunenprinzlichen Sprossen watscheln auch mit der Zeit heran, das Brod wird getheilt, dann mischen sich Gänse und Kinder und schreien gemeinsam, nur Wieschen bleibt auf ihrem Sitz. Sie zieht die Haarmasse durch die Finger, bis sie möglichst glatt ist, flicht sie und bindet das blaue Band darum, dann macht sie aus dem Papier ein Schiff und stellt

es neben sich, gleitet vom Holz herab, streckt sich lang aus, legt die Hände auf dem weichen Teppich unter den Kopf, blinzelt bald in die Sonne, schließt bald die Augen -- so gehen die Stunden hin.

Die Daunenprinzessin hat für ihren Patienten auf dem Herde auf der Hausdiele eine braune Brühe bereitet, die sie mit dem stolzen Namen Kaffee benennt. Neben ihr steht der alte Leinenweber Zebedäus, der jetzt das Geschäft eines Lumpensammlers betreibt und mit seinem Handelsartikel als Miether in dem kleinen Zimmer links von der Hausthür haust, und kocht sich seine morgendliche Wassersuppe. Beide blasen abwechselnd in die Flamme — das Holz ist naß und brennt schlecht, und der Rauch beißt sie, und sie husten einträchtiglich.

„Der Mensch muß praktisch sein,“ sagt Zebedäus, „ne Suppe is besser.“

„Aber weil er sich nu 'mal den Magenkrampf angewöhnt hat,“ entschuldigt Hanne, „die Doktors kann ja unsereins nich gleich fragen . . .“

„Ach, Doktors, die wissen ja gar nichts!“ und er wischt dabei mit der flachen Hand über die Stirn. Er hat nur noch wenige Haare, seine Glatze bedeckt ein kleines, schwarzes Käppchen, sein Gesicht ist gutmüthig.

„Der Mensch muß praktisch sein, ich doktere immer an mir selber.“

„Ja doch!“ Hanne sieht den Mann mit staunender Ehrfurcht an.

„Ja, Zebedäus, unsereiner is nich so weit in der Welt herumgekommen. Ich bin man blos von hier und er da drinne auch.“

„Is schlimm,“ sagt der ehemalige Leineweber, „aber eins is nich vor's andere!“

Hanne nickt. Ihr Anzug ist durch eine grüne Jacke vervollständigt, die Füße sind nackt geblieben. Dann nimmt sie den Trank und geht nach dem Kranken. Die Sonne scheint grell in den kleinen Raum, in welchem das Familienbett steht, doch ist die Luft modrig, wie von steter Feuchtigkeit. Das jüngste Kind, das noch nicht laufen kann, sitzt am Boden und schlägt mit einem halbzerbrochenen, blechernen Deckel gegen die Lade in der Ecke.

Der Daunenprinz hebt ein bartumwuchertes blasses Gesicht aus den Kissen und stöhnt; er versucht auf Hannes Zureden zu trinken, wehrt dann aber ab.

„Das is auch das erste Mal, daß Du einen guten Kaffee stehen läßt,“ sagt sie klagend und setzt sich dann in's Nebenzimmer und trinkt ihn selber.

„Na?“ fragt Zebedäus, die Thür aufklinkend und geht an ihr vorbei zu dem Kranken.

„Nur nich hingeben, August, nur ja nich, das is gefehlt!“ Dann beugt er sich herab und faßt nach dem Magen. „Da sitzt es, was? Kenn' ich, der Mensch muß praktisch sein — 'rein sehn kann auch kein Doktor! Heiße Kartoffeln drauf, das wäre das Beste!“

„Du lieber Gott,“ sagt Hanne im Nebenzimmer.

„Oder 'n Topfdeckel! Wart' 'mal, der von meiner Suppe is noch heiß.“

Er schlurft hinaus, kommt wieder und achtet des matten Wehrens des Kranken nicht. Die Daunenprinzessin steht demüthig dabei und sieht der Manipulation zu.

„So! Un nu laß man liegen, kranke Leute müssen mit sich selber fertig werden — Eure Gänse kriechen auch unter, wenn sie marode sind. Was sagst Du, August?“

Der Gänsehirt bewegt den Kopf und rollt die Augen, seine Finger zucken. „Dach über'm Kopf, sagst Du? Ja, das hast Du ja freilich!“

Das rothe Mariechen macht eine betäubende Musik, es ist auf allen Vieren näher gekommen und schlägt der Abwechslung wegen jetzt gegen die Beine der Bettstelle und kreischt dazu auf.

„Stöhnen thu Du man," sagt der Leineweber, „das erleichtert das menschliche Herz. Die Hunde knurren auch, wenn sie in der Ecke liegen."

Hanne nickt zu seinen Weisheitsaussprüchen, und wie er hinausschlurft, geht sie hinter ihm her. Sie befolgt seine Anweisung, den Kranken sich selbst zu überlassen, aufs Pünktlichste. Sie tritt an den Nachbarzaun, wo eine junge, schmutzige Frau ihr Kind im Mantel hält und dazu schaukelnde Bewegungen macht.

Leid klagt sich, Hannes Erfahrung nach, am besten aus.

„So was — da liegt er nun un hat sein Schicksal, den Magenkrampf. Ja, wie unterschiedlich es in der Welt is. Die Einen können immer Kuchen backen und ihn in guten Kaffee stippen, un Andere müssen froh sein, wenn sie trocknes Brod haben. Butter habe ich schon lange nich mehr gesehn! Un 'en kranken Mann un sieben Kinder!" Sie reibt die rothrändrigen Augen, und die Nachbarin erzählt, daß wahrhaftig Schmitts nebenan schon wieder eine Semmel nach dem Bäcker getragen haben — ja, wer's kann! Und daß sie noch ganz genau weiß, wie ihre Großmutter den Magenkrampf hatte. „Zugrund is sie dran gegangen, der is gar zu tückisch, und wenn der nich war, konnte sie hundert Jahre alt werden."

Und dann kommen noch zwei Weiber und bleiben so im Vorbeigehen ein Stündchen stehen und erzählen vom Nervenfieber, und daß bei den Vornehmen in der Hauptstraße ja wohl jeden Tag Gesellschaft ist, und daß die Kellman nun auch nicht mehr stolz auf ihre Tochter zu sein braucht, die in der Stadt gewesen ist, und der es gegangen ist, wie so mancher anderen.

Zebedäus hängt eine kleine Flasche, in welcher er Näh-Utensilien, kleine Fingerringe und ein paar Steinkohlenbroschen zum Umtauschen hat, an die Seite, nimmt seinen Sack über die Schulter und steckt seine Flöte zu sich, auf der er die selbsterfundene Melodie bläst: „Hurrah, hurrah, der Lumpen-Zebedäus ist da!“ kriecht durch die halbe Thür, denn er ist's Bücken gewöhnt, und beginnt seine Wanderung.

„Wieschen!“

Sie öffnet die großen Augen und zeigt lachend die weißen Zähne.

„Was bringst Du mit, Henrich?“

Der blonde, blasse Junge kauert sich zu ihr nieder.

„Zwiebelkuchen, Wieschen . . .“

Sie richtet jetzt den halben Oberkörper auf und bläht die feinen Nasenflügel und sagt plattdeutsch und altklug; „Bei Euch geht es auch immer hoch her. Er riecht gut.“

Henrich lächelt und schlägt das Papier auseinander. „Kannst alles kriegen.“

Sie hält das für selbstverständlich, breitet den Kuchen auf ihrem Schoße aus, als will sie sich erst an dem Anblick laben, dann beginnt sie zu essen. „Bei Euch möchte ich lieber sein, als bei uns.“

Der Junge schüttelt den Kopf. „Stiefvater sagt, ich tauge zu nichts, weil ich nicht ordentlich sehen kann — zu gar nichts . . .“

Wieschen nickt verständig. „Ach so, sie können Dich nicht brauchen, wenn sie aufs Wild gehen.“ — Sie kneift die Augen zusammen: „Wie ich sehen kann weit, weit . . .“

Henrich zieht einen Heidezweig durch die Zähne. „Und Mutter schlägt mich immer, seitdem mich der Gendarm ausgefragt hat, ob Rehfleisch im Hause gewesen is.“ — Die dunkeln Brauen des Knaben schieben sich zusammen. — „Ich möchte wohl fortlaufen in die weite Welt.“

Wieschen stützt sich auf den einen Arm und ißt mit vollem Behagen.

„Wo geht denn da der Weg hin?“

Henrich lächelt überlegen. „Das lernst Du doch in der Schule.“

„Da bin ich nicht gern!“ behauptet das Mädchen,

dann meint es nach kurzem Besinnen: „Zebedäus ist in der weiten Welt gewesen und der ist klug!"

Ein Bachstelzchen hüpft drüben am Bach hin und her, springt auf die vorragenden Steine, taucht die Flügel ein und wippt wieder heraus. Beide Kinder sehen ihm zu, dann sagt Wieschen: „Dà, das Schiff kannst Du kriegen!" Sie sucht die Krumen von ihrem braunen Röckchen, stopft sie in den Mund und hat eine Miene dabei, als habe sie dem Jungen ein ebenbürtiges Geschenk gemacht.

Er reibt seine nackten Füße auf dem moosigen Grunde.

„Weg laufe ich doch noch mal!"

Sie lacht silbern und sagt: „Dann will ich mit."

Hand in Hand stehen sie auf und gehen nach dem Bach, kauern sich nieder und lassen das papierne Fahrzeug schwimmen. Es kommt nicht weit, an einem Stein scheitert es, schlägt um und sinkt durchnäßt auf den Grund. „Schwabb!" ruft Wieschen, der alles spaßig ist. Die kecke Bachstelze trippelt weiter von Stein zu Stein.

Drüben schreien die Gänse und die Kinder, die Flügel schlagen, und die Zöpfe und die Röcke wehen, und der kleinste Junge macht mitten in dem Haufen einen Purzelbaum, und die gelben Schnäbel haschen

nach seinem Hemdchen, das die löcherige Hose nicht verbirgt. Male singt mit kreischender Stimme, es ist rings eine große Lustigkeit. Von den Bergen hernieder weht die köstliche Luft, Tannenluft ist darin, Weiber mit Holzbündeln auf dem Rücken steigen zu Thal, schwere Wagen rollen drüben über die Landstraße, die Fuhrleute knallen mit den Peitschen — ganz in der Ferne tönen die Heerdenglocken.

Langsam humpelt die alte Vogelliese, die früher eine Kanarienvogelhecke besaß, an ihrem Stabe daher. Sie ist 80 Jahre alt und lebt von milden Gaben. Heute ist ihr Suppentag in der Oberförsterei am Thaleinschnitt — drum trägt sie ihren Henkeltopf am Arm.

Sie hat Winters und Sommers den gleichen blaugewürfelten Kattunmantel mit einem Kragen und ein Tuch um das weiße Haupt gebunden. Die Kinder fürchten sie, denn es geht die Sage von ihr, daß sie das Vieh behexen kann — ihre Vögel hat sie alle zahm gemacht, und Dompfaffen kann Niemand so im Dorf abrichten wie sie. Wenn die Kinder sie necken, braucht sie nur ihren Stock zu heben, dann verstummen sie alle.

„Hulle, Hulle, Hulle!“ ruft sie den Gänsen zu und schwatzt auf sie hinunter, als wolle sie ihnen Ge=

schichten erzählen, und das giebt kreischend und schlagend um sie her in allen Tonarten Antwort.

„Ja der treibt Euch auch nicht mehr raus — o ja, ja, der nich, der is nu stille geworden," kichert sie mit einer gewissen Schadenfreude. „Als er noch auf seinen Beinen war, hat er immer seinen Spott mit der alten Liese getrieben. — Ja, sie werden alle mal still, und die alte Liese is noch immer da. — „Hulle, Hulle!" — Ja, nu man mal marsch aus dem Wege, daß ich mit meinem Suppentopf durch kann!" — Dann erst denkt sie an die Kinder.

„Ja so, wo da! Euern Vater haben sie vorhin todt im Bette gefunden, un Eure Mutter heult, daß es weithin zu hören ist! Als ob wir nich mal alle dran müssen — alle!"

Sie humpelt weiter, die Mädchen sehen sich an, erschreckt halb, und halb zweifelnd.

„Mutter heult," spricht das dritte nach, und es zuckt auch um seinen Mund, Just wirft die Gerte weg und eilt in großen Sprüngen davon, und der Kleine jauchzt fröhlich in den Sonnenschein und patscht mit den Händchen auf die weichen Gänserücken: „Hulle, Hulle!"

2. Kapitel.

Es ist gegen Abend des Begräbnißtages. Die Daunenprinzessin hat ihrem Entschlafenen alle Ehren angethan — er ist ein vorsichtiger Mann gewesen, und wie er bei Lebzeiten es verstanden hat, ein Dach über dem Kopfe zu behalten, so hat er auch durch die Sterbekasse für einen Sarg gesorgt. — Unter dem Lumpenhaufen hat Zebedäus einen verstaubten weißen Papierrosenkranz gehabt, den hat er gespendet — die trauernde Wittwe hat ein Groschenlicht auf den Sarg gestellt und ihn heulend mit ihren sieben Waisen umgeben. Weil aber selbst durch den Tod ein gutes Geschäft nicht stocken darf, haben die Aeltesten auch heute wie immer die Gänse zusammenklappern müssen — und nur die Kleinen konnten das Geleit so weit geben, als ihre Beinchen es aushielten.

Das Wieschen ist aber von dem Weideplatz jetzt entwischt, es steht auf dem Pfosten, welcher der einzige ist, der noch in dem lobbrigen Zaun existirt, der das

Gärtchen neben dem Hause einst umschlossen hat. Es klettert gern hoch und tollkühn, das rothe Wieschen, und Niemand hat es je an diesem Vergnügen gehindert — wenn es fällt, thut es ja ihm nur weh.

Um die Daunenprinzessin, welche zum Zeichen der Trauer ein schwarzes, neues Halstuch trägt — auf das Borgen eines anderen, größeren hat sich der Kaufmann nicht eingelassen —, hat sich ein Weiberhaufen versammelt, welchem sie ihr Leid klagt und das Begräbniß beschreibt. Immer und immer wieder kehrt der Satz: „Eck namm meck und schmatt meck up dat Graff“ — womit sie ihren Abschied von dem Vater ihrer sieben Waisen illustrirt. Und im Chor heulen die theilnehmenden Zuhörerinnen mit ihr.

Das Wieschen steht auf dem Pfosten und reckt bald den einen, bald den anderen Fuß frei in die Luft — so oft eine neue Zuhörerin herantritt, beginnt die Mutter wieder bei dem Rosenkranz — es hebt beide Arme bald über den Kopf, bald breitet es sie wie Flügel aus, das rothe Haar umflattert es. Plötzlich biegt es den schlanken Oberleib vor, führt die Hände an den Mund und ruft: „Henrich!“

Ganz fern hat es den Jungen an der Hand eines fremden Mannes gesehen — er trägt sein Sonntagszeug und geht ängstlich gerade.

Der Mann, welchen Wieschen noch nie im Orte erblickt hat, steckt in weiten Beinkleidern, deren bunte Streifen weithin leuchten, und in einem braunen Sammetrocke, sein bartloses Gesicht beschattet ein großer, runder Hut, ein langes, blaues Halstuch flattert unter dem Kinn herab.

Der Junge zuckt an der Hand des Fremden zusammen und wird roth, eine Antwort wagt er nicht zu geben.

„Henrich!“

Jetzt wendet sich der Mann, schüttelt den fortgehenden Männern lachend die Hände und bückt sich dann nach dem Jungen. „Die Meise da oben meint Dich wohl — so lauf!“

Mit zwei Sätzen ist der Junge bei dem rothhaarigen Mädchen. Sie verläßt ihren Platz nicht; die Arme in die Seite gestemmt, beugt sie den Kopf vor: „Wen hast Du denn da?“

Er berichtet athemlos, daß der Bruder seiner Mutter wiedergekommen ist; zwei grüne Wagen hat er bei sich und die weite Welt hat er gesehen — „und wenn ich will, so nimmt er mich mit!“

„Du,“ sagt sie, „Du,“ und schüttelt die Haarmasse und ballt die Faust und wendet sich halb her-

nieder, „wenn Du das thust, so — so geh' ich auch mit."

Henrich's Gesicht bekommt eine flammende Röthe, er wirft einen scheuen Blick auf den Mann; der ist langsam näher gekommen und sieht ganz gutmüthig aus.

„Guck mal, Du Kiebitz!" und mit ausgespreizten Beinen bleibt er stehen und wiegt den Oberkörper wie nach einer Melodie hin und her.

„Sieben Waisen! — wenn sie mir man die Hut lassen, wenn sie nur ein Einsehen haben im Ort und mich mit den Kindern nicht verhungern lassen!" jammert die Daunenprinzessin.

Der Mann in dem Sammetrocke legt ihr die breite Hand, an der er vier Ringe trägt, auf die Schulter: „Gehört der Wiedehopf auch dazu?"

„Du lieber Gott, ja, das is man erst die Zweite," giebt die Wittwe schnell zur Antwort, gerührt über die Theilnahme.

„Hm! kannst den Spatz immerhin mal mitbringen, Henrich, wenn wir Vorstellung haben und den Steinaern zeigen werden, was wir draußen gelernt haben."

Er macht eine verabschiedende Handbewegung, die etwas Herablassendes hat, und enttäuscht Hanne, die soeben ihre Leidensgeschichte von vorn beginnen will. Henrich blinzelt, roth vor Freude, unter seinen langen

Wimpern zu dem Kinde empor, das auf einem Beine steht, die Finger der linken Hand in den Mund gesteckt hat und verständnißlos vor sich hinstarrt.

„Hihihi!“ kichert der alte Zebedäus und tritt an die Frauengruppe heran. „Kennt Ihr Alle miteinander denn den Schorse nicht mehr — Schorse Rabel, den kein Mensch in der Lehre behalten wollte? Hab'n auch mal an meinem Webstuhl gehabt . . .“

Schorse . . . sie schütteln die Köpfe und machen ungläubige Gesichter. „Lustig war er immer, hat's nun zu 'nem Luftspringer gebracht!“ — er schleift seinen Sack über die Erde bis zur Hausthür.

Nun geht ein Erzählen und Fragen über das neue Thema an und Hanne ist einstweilen vergessen. Sie zerrt Wieschen am Arm, daß es in's Wanken geräth und seinen Beobachtungsposten mit einem Satze verläßt. „Willst Du mal gleich nach Deinen Gänsen! Was stehst Du hier — da guck nur Einer, da sieht man schon, daß kein Vater mehr da is, vor dem sie Furcht haben!“ — und sie wischt die entzündeten Augen mit dem Taschentuch. —

Die Vorstellung des „weltberühmten Circus und Kunstinstituts des Signor Giorgio Rabelli“ auf dem Schützenplatz zu Steina ist beendet. Die Zuschauer zerstreuen sich allgemach und wandern wieder ortwärts.

Ein paar Dienstboten aus dem Schützenhause, aus welchem die Stühle und Bänke entliehen waren, die zu den Sitzplätzen dienten, beeilen sich, dieselben wieder hereinzuschaffen. Es war eine Tagesvorstellung im vollen Sonnenscheine — keine neidische Leinen-Ueber- oder Umspannung schloß die Zaungäste aus. Innerhalb zweier Seile war der Stehplatz, und als die Frau Directorin dort keine Einnahmen mehr erwarten konnte, hatte sie es nicht verschmäht, mit ermuthigendem Lächeln und einem Teller die äußere Runde zu machen, und war man im Besitze einer Kupfermünze gewesen, hatte man diese auch geopfert.

Jetzt sitzt sie auf einer kleinen Bank neben einem der grünen Wagen, die seitwärts stehen, und macht Kasse, denn sie ist eine ordnungsliebende Frau. Neben ihr spielt ein zweijähriges Kind mit einer Trompete.

„Ganz anständig, Schorse, ganz anständig!“ sagt sie zu ihrem Mann hinüber, der mit untergeschlagenen Armen an einer Eiche lehnt. Vor ihm liegt die Pauke, welche er kraftvoll bearbeitet hat. Er hat sein Kostüm bereits abgelegt. Er ist neben seiner Eigenschaft als Director der Athlet, Seiltänzer, Stallmeister und Musikant der Gesellschaft. Joko, der Affe, kauert auf der Pauke, eifrig beschäftigt, die Nüsse zu knacken, die man ihm gespendet. Der Pilgergang Joko’s ist

eine brillante Nummer des Programms; als Bettelmönch, den Sack auf dem Rücken, macht er seine Runde, und da widersteht der bittenden Miene kein Kinderherz und keine Hand. Ueber ihm schaukeln sich an Ketten „Hero und Leander“, die „zwei gelehrtesten Papageien der Welt“; sie schreien, denn sie möchten auch Theil haben an Joko's Genuß; sie haben heute aber ihre Sache schlecht gemacht und sind deshalb zum Zusehen verurtheilt.

Mr. Snips, der „erste Hanswurst der Erde“, hat über seine Tricots einstweilen einen alten Ueberzieher gezogen und beschäftigt sich damit, die „Rassepferde“ „Almansor“ und „Eglantine“ zu versorgen. Wenn diese ältlichen und lammfrommen Thiere nicht der Kunst zu dienen haben, müssen sie die beiden grünen Wagen ziehen, welche die Gesellschaft und die Utensilien beherbergen und von Ort zu Ort befördern.

Die Angoraziege, „Pegasus“ genannt, weidet vergnüglich an der Hecke drüben; in ein buntfarbiges Tuch gehüllt, unter dem die bloßen Arme und die in fleischfarbenen Tricots steckenden Beine zum Vorschein kommen, sitzt, träumerisch vor sich hinschauend Donna Esmeralda, die „gluthäugige Spanierin“, die „Perle der Gesellschaft“, auf einem Garderobenkorb. Sie ruht nach der Arbeit. Schwarze Locken umgeben ihren

Kopf, ein Diadem von Bleisternen liegt darüber — die Zuschauer haben es sehr bewundert. Sie löst die Arme, die sie verschränkt gehalten, gähnt, sieht mit einer Grimasse in die Sonne, die sich zum Untergang anschickt, und sagt: „Aus Abendbrot scheint doch wieder keiner zu denken!“

Die kleine, rundliche blonde Directorin bezieht das natürlich gleich auf sich.

„Ei ja doch, alles nach'nander — Ordnung muß doch nu mal sein,“ erwidert sie mit vollstem sächsischen Klang und sondert Silber, Nickel und Kupfer. „Un wenn ich se nu mal nich hielte, so wäre der Schorse un Ihr alle längst schon wer weiß wo, un die armen Viecher dazu. Nu, ja doch! Un das Costüm hätt'st Du auch schon ausziehen können, Minchen, das trägt sich ja doch ab. Schorse habe ich's nu abgewöhnt, aber Du und der Theodor, Ihr richtet Euch doch auch gar nich nach meinen Wünschen, absolut gar nich . . .“

Die Schwarze lacht, daß die Locken in tanzende Bewegungen gerathen, der Direktor aber macht eine Pose.

„Signora Rabelli, ich muß dringend ersuchen, den Schorse, das Minchen und den Theodor in den Orkus zu werfen und unsern Künstlernamen die

volle Ehre anzuthun — es könnte dem Publikum den Nimbus rauben . . ."

„Orkus, Nimbus", spricht die Frau nach und zieht die Schöße der rothen Taille glatt. „Was das nun wieder heißen soll! Du bist ja gebildet, Schorse, aber von mir mußt Du so was Wissenschaftliches nich verlangen, das will nich in meinen Kopf." Sie lacht über das ganze Gesicht. „Es hat ja auch nich in meine Beine gewollt, das Capriolenmachen, na, un weiter kann ich nichts als das Ganze zusammenhalten und den Flitterstaat nähen. Und das ist doch was werth, Schorse — ich sage es Dir."

„Sie läßt das Geld in die Ledertasche gleiten, die sie am Gürtel hängen hat, und steht gemächlich auf, um sich nach dem Wagen zu begeben, wo die Küche ist.

Der Director verschränkt die Arme über der Brust, schlägt die Augen gen Himmel und seufzt: „Von Kunstverständniß keine Spur, Esmeralda, das ist nun mal ein Verhängniß, das man tragen muß."

„Ja —," seufzt die Perle Spaniens, „so wahr in det olle, liebe Berlin nu mal meine Wieje jestanden hat, en bißchen dämlich is se. Un längst wäre ich bei 'ner andern Gesellschaft, wenn Sie mir nich zu leid thäten, Director! Denn was, 'ne Seele zu 'ner

verständnißvollen Ansprache will doch der Mensch am Ende haben!" Und sie zieht die blaugrünen Tüllröcke, in denen sie eine Libelle dargestellt, herab, springt auf den Mann zu, lächelt kindlich verschämt und flüstert: „Ja, so ist es!"

Der Director wirft den Kopf zurück und spricht über seinen schwarzen Schnurrbart. „Ne, Esmeralda, man keine Faxen, wenn Du noch zehn Jahre jünger wärst, Kind, so könnte ich Dir wohl glauben, daß sich die Directionen um Dich reißen — so — na sei froh, daß Du hier ein Unterkommen hast. Und was die Frau da drin betrifft — gut ist sie und ordentlich — — brav, was man so sagt, eigentlich viel zu brav für . . ." Er schluckt das letzte Wort hinab und wendet sich mit einer Frage an den Lustigmacher der Truppe, Mr. Snips.

Esmeralda ist gar nicht beleidigt, sie löst mit einem Griff Diadem und Locken vom Haupt, und ein Pudelkopf kommt zum Vorschein. „Ja, Ja", sagt sie, „die Zeit geht hin" — und dann trällert sie mit halber Wehmuth: „Als ich noch Prinz war von Arkadien" und hüpft dem Raume zu, in dem ihre Alltagsgewänder liegen.

„Snips", meint der Director, „so'n zahlreiches und dankbares Publikum haben wir lange nicht gehabt —

und können noch auf einige gute Einnahmen rechnen; denn sie werden sich wohl so ziemlich alle den alten Schorse mal ansehen wollen, der da in dem Neste absolut nicht gut thun wollte. Snips, wenn man mal zu was Höherem geboren ist, da hilft nicht Schloß und Riegel.“ Er dreht seine großen Ringe hin und her und freut sich an dem Goldglanz.

Snips’ Gesicht ist noch mit Mehl beschmiert, sein breiter Mund verzieht sich.

„Habe ’nen schauderhaften Rheumatismus im linken Arm. Neulich bei dem Unwetter hat es durchgeleckt und ist mir auf den Körper gekommen. Der alte Wagen hält kaum noch zusammen.“

„Die Directorin soll Dir von ihren Tropfen geben, die sind gut.“

„Und das scheußliche Gewitter hat den Pferden auch zugesetzt, die Eglantine ging ja heute kaum vom Fleck, sie wußte wohl warum . . .“

„Um so sicherer ist man, sagt Rabelli begütigend, „daß kein Unfall geschieht.“

Snips schneidet eine Grimasse. „Wenn ich was Besseres wüßte heute, als dies -- wenn ich ein bischen Geld hätte, würde ich was anders. Ich habe es satt.“

Und Eglantine, das „unübertreffliche Schulpferd“

neigt dazu den Kopf, als habe es die Worte verstanden und theile die Ansicht.

„Hm!“ macht Rabelli, „frei und schön ist unser Leben aber doch. Snips, wenn wir nur 'ne neue Attraction finden könnten. Esmeralda nimmt sehr ab . . .“

„Hm!“ sagt jetzt der Hanswurst und krault Eglantine liebkosend die struppige Mähne.

„So was Besonderes — hm!“ Rabelli's Blicke gleiten über den grasenden Pegasus hin; hinter demselben rührt sich noch etwas. Halb in die Hecke geduckt sitzen zwei Kinder da und blicken mit großen, staunenden Augen herüber. Es ist der Knabe seiner Schwester mit der Spielgefährtin.

„Kommt mal her Ihr beiden!“

„Der Junge taugt zu nichts,“ hat ihm die Frau des Wilderers, des braunen Anton, geklagt, „und überall ist er im Wege. Wenn Du ihn brauchen kannst . . .“ Er hat's sich überlegen wollen. Snips geht doch über kurz oder lang — da kann er, wenn er tauglich ist, sich ein billiges Mitglied heranbilden. . .

Die Kinder kommen halb scheu heran, sich an den Händen haltend. Das struppige, rothe Haar steht dem Mädchen um den Kopf — ihm fällt ein, daß er sie neulich ganz richtig mit einem Wiedehopf

verglichen hat. Wieschen hat sich zu der Vorstellung mit ihrem blauen Bande geschmückt.

„Nun“, fragt Rabelli, „hat's Euch gefallen?“

Sie lächeln stumm, die Augen des Mädchens schimmern in dem blassen Gesicht.

„Was, in so schönen Kleidern auf dem Pferde sitzen!“

„Ja“, stößt Wieschen hervor.

„Jettchen, Esmeralda, kommt mal ran!“ ruft er nach kurzer Betrachtung mit Stentorstimme.

Sie sind nach wenigen Minuten mit neugierigen Gesichtern da.

„Das da — was?“ — er zeigt auf das rothhaarige Mädchen.

„Ja, nun aber was denn?“ fragt die Frau Directorin, Esmeralda hat indeß mehr Verständniß, sie faßt mit raschem Griff nach dem blauen Bande und löst Wieschens Mähne, nickt mit Kennerblick und sagt: „Ganz apart wahrhaftig!“

„Schlank, biegsam — Eiertanz — na, was so vorkäme, wenn sie gelehrsam und fügsam ist. Feine Knöchel und die Mähne! — Heb' mal den Fuß auf, Mädchen — so, zeig' mal die Zähne — was, auch gut.“

Esmeralda nickt, sie ist ganz eifrig bei der Be-

sichtigung. Snips schüttelt gegen die Directorin den Kopf.

„Lieber gleich in's Wasser, wie 'ne junge, überflüssige Katze, sage ich — für das Leben, was?“

Und Frau Jettchen seufzt, schlägt die runden, blauen Augen nieder und seufzt noch einmal verstohlen.

„Sein Glück kann das Kind machen, das sage ich!“ ruft Rabelli prahlerisch. Wieschen stößt indeß einen Angstschrei aus, denn Joko hat in ihre Haare gefaßt. Er bekommt einen Klaps und flüchtet sich aufheulend hinter die Pauke, Hero und Leander schreien und der Pegasus macht einen Sprung. Henrich duckt sich scheu zusammen und stiert seine Gefährtin an. Seine Fäuste sind geballt — thun läßt er dem Wieschen nichts von den sonderbaren Leuten, das steht fest.

Der Director sieht einer Schaar Tauben nach, die dem Dach des Schützenhauses zufliegt, und schnalzt mit der Zunge. Wenn er mit sich selber spricht, sagt er „Schorse“, das ist so eine alte Steinaer Gewohnheit.

„Schorse, eigentlich hast Du Dein ganzes Leben lang brillante Ideen gehabt — die erste war, daß Du dem Nest da den Rücken kehrtest. Und dies ist wieder eine.“

Wieschen sieht mit verwundertem Blick, daß die schöne Frau, die sie vorhin auf dem Rücken des Pferdes gesehen, jetzt kurze Haare und ein schwarzes Wollkleid hat - sie weiß nichts von Feen und Verwandlungen, von Hexen aber — und sie beginnt sich zu fürchten.

„Wie heißt Du?“ fragt Rabelli.

„Wieschen, Lüssow's Wieschen!“

Da läßt das kleine, blonde Kind am Boden die zersprungene Trompete fallen, schlägt vergnügt die Händchen zusammen und ruft: „Wiwi, Wiwi!“

„Ich hab's!“ schreit der Direktor und rennt nach dem Pegasus und setzt dann mit einem Ruck das Mädchen auf den Rücken desselben. „Die kleine Miß Wiwi, die berühmte Irländerin, mit ihrer gezähmten Ziege, das giebt eine prächtige Nummer! Snips, was sagte ich? Was Besonderliches — nun sind wir fein raus. Hurrah!“

Snips giebt keine Antwort, die Frau des Directors zuckt die Achseln und meint: „Vorläufig doch nichts als ein Esser mehr“ — und Esmeralda faßt das Wort auf und sagt: „Na nu aber her mit dem Abendbrod, ich habe nachgerade einen Hunger wie zwei Wölfe!“ Sie streckt die Hand gegen Rabelli aus und deutet nach dem Schützenhause. „Ich will's

schon herüber holen, gebt nur ordentlich Bier her heute Abend! So'n Fund will begossen werden, sonst bringt's kein Glück!“

Die beiden Kinder haben nichts von den Vorgängen verstanden. Wieschen ist mit der Ziege eine Strecke weit galoppirt und dann herunter gesprungen; sie sucht jetzt ihr blaues Band, das die Fremde so achtlos auf die Erde geworfen. Einen Steinwurf von dem Platze entfernt ragt die pappelumsäumte Friedhofmauer auf, hinter der nun auch ihr Vater geborgen ist, aber sie hat den ganzen Nachmittag nicht einmal daran gedacht.

„Nun geht nach Hause, liebe Kinder,“ sagt der Director mit Rücksicht auf seine ordnungsliebende Gattin, die sich gegen zwei unnütze Esser energisch sträuben würde.

Wieschen und Heinrich wandern gehorsam mit einander davon; als das rothe Mädchen die elterliche Hütte sieht, fällt ihm ein, daß es die Gänseheerde im Stiche gelassen hat. Es faßt nach seiner Schulter, als schmerze sie schon. „Schläge kriege ich gewiß, aber es schadet nichts,“ sagt es, „es war gar zu schön — und morgen laufen wir doch wieder fort, Henrich!“

3. Kapitel.

„Der Mensch muß praktisch sein,“ sagt der alte Zebedäus und stopft den Tabak, welchen er sich aus aufgefundenen alten Cigarrenstummeln zurecht gemacht hat, in die kurze Pfeife, an welcher ein blonder Mädchenkopf mit der Unterschrift Laura prangt. Die Schöne ist jedoch im Lauf der Zeit zu einer Einäugigen geworden. Aber er meint hiermit nicht sich und sein Talent, sich allerlei Genüsse zu verschaffen, sondern den Vorschlag, welchen eben der „Circusbesitzer und große Künstler Giorgio Rabelli“ der verwittweten Daunenprinzessin gemacht hat.

„Siehst Du, Schorse, daß Du damals nämlich ausgerissen bist, das war praktisch; denn hier wärst Du ja endlich doch nich weiter gekommen wie ins Loch. Und Du, Hanne, bist einen Mund los, hast an den sechsen noch genug, die schreien wie die hungrigen Spatzen.“

Die Wittwe Lüssow dreht die blaue Schürze

zwischen den Händen hin und her; sie hat sie umgebunden dem Besucher zu Ehren, und sie stützt sich an den Pfosten der Hausthür.

Mariechen liegt auf dem Boden auf dem Bauch und spielt mit Gras und Steinen und kräht jauchzend dazu — es steckt in allen prinzlichen Sprossen eine unbändige Lebensfreude.

„So ists recht, ganz recht,“ murmelt der Lumpensammler, „wir haben uns alle mal die Sonne in den Mund scheinen lassen und gemeint, es bliebe immer so“

„Wenn sie mir man die Hut lassen, wenn die Ortsvorsteher man blos ein Einsehen haben,“ klagt Hanne; „ich überlebe es ja nich, wenn wir die Gänse nich mehr hüten sollten! Wir können es ja so gut wie der Alte, der that doch die letzte Zeit rein gar nichts mehr wegen seinem Schicksal, dem Magenkrampf,“ sagt sie und richtet die Augen in die Ferne.

Der Circusdirector zuckt ein wenig ungeduldig mit den Schultern, aber es liegt ihm fern, Eile zu zeigen.

„Haben Sie keine Fürsprache?“ meint er.

Das Wort ist Hanne zu hoch, aber Zebedäus kneift die Lippen um das Pfeifenrohr, bläßt eine Rauchwolke und krächzt dann: „Ne, Schorse, das laß

man nach, ich glaube es Dir nich, und sie is zu einfältig dazu — hast keine besondere Ursache, daß Dir hier die Leute was zu Gefallen thun sollten, und der alte Grün, dem sein Ladenschild Du mal auf den Kirchthum getragen hast, der ist nu grade Bürgermeister. Blos praktisch! Hanne wäre ja zu dumm, wenn sie Dir das Mädchen nich mitgäbe. Hier wird nichts draus beim Gänsehüten als ein Tagedieb, na un bei Dir da . . ."

Hanne schüttelt den rothen Kopf; sie hat sich zeitlebens über die Haarfarbe geärgert, und nun tragen sie alle ihre Kinder wieder durch die Welt. Was weiß sie davon, daß diese leuchtenden Goldfäden zuweilen so viel gelten können als eine Mitgift!

„Was soll denn einer mit dem jungen Dinge anfangen, allzu stark ist das Wieschen nicht," sagt sie mit einem Anflug mütterlicher Fürsorge. „Soll es Kinder warten?"

„Ja! Man muß sie freilich erst anlernen."

„Anlernen!" kichert Zebedäus vor sich hin und schiebt das schwarze Käppchen aufs linke Ohr. „Ja doch — ja freilich!"

„Na," fällt Hanne selbstbewußt ein, „das kann das Wieschen allemal schon. Bei uns sind doch Lüttje genug im Hause." — Sie schiebt das Mariechen ein

Eckchen mit dem bloßen Fuße weiter und das jauchzt wieder hell auf.

„Un blos man, daß ich das Mädchen los werde, so is es nich drum — bei den Gänsen hat es immer seinen Platz ausgefüllt.“ Sie scheint an den Fingern einige Daten abzuzählen, dazu braucht sie Zeit. „Um Januar rum ist sie zwölf geworden, sie geht nun stark ins dreizehnte. Ja, ne Stütze is sie mir, ne ordentliche Stütze, wo ich so verlassen bin.

„I—i sieh doch,“ macht Zebedäus mit den Augen zwinkernd.

Es kommt ein verschlagener Ausdruck in die verwitterten Züge der Frau, als sie die ausharrende Geduld ihres Besuchers gewahrt.

„Wenn ich es vermiethen will, in die Stadt, das kann ich gleich!“ setzt sie nach einer Pause hinzu.

Das Mariechen ist jetzt an den Spitz des Lumpensammlers herangekrochen und zerrt mit den ungeschickten Händen ihm Ohren und Schwanz; wenn es dem Hunde gar zu arg wird, knurrt er und schnappt um sich. Mariechen fürchtet sich nicht, es lacht nur um so lauter.

„Na“ — sagt der Kunstreiter und zieht zwei Thalerstücke aus der Tasche. „Ich nehme das Mäd-

chen so gut wie an Kindesstatt vorläufig an — für langes Ueberlegen bin ich nicht."

Hanne kann sich auf die Zeit nicht besinnen, in der sie so viel Geld zusammen sah.

„Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?" fragt der Mann und giebt seinem Halstuch noch einen keckern Schwung. „Ein Handel ist ein Handel und ein Ja oder Nein müßt Ihr doch sagen."

„Du lieber Gott, ich will ja schon hin und es herholen, zum Schicken habe ich doch keinen," und dann setzt sie sich in Bewegung und watschelt dem Weideplatz zu.

„Hm, hm — Handel," macht der alte Zebedäus und zwinkert mit den Augen. „Die rothe Katze kaufst Du nicht im Sacke, das sage ich Dir!"

Schorse Rabel wiegt den Kopf, als vernehme er in der Ferne eine Melodie.

„Hm, hm!" sagt der ehemalige Leineweber, „könntest hier beinah in jedem Hause so'n Geschöpf zum Mitnehmen kriegen. Ich meine man, ob eins hier oder da wird, wie's wird — ganz gleich."

„Es giebt doch Unterschiede, und wenn das Wieschen fleißig ist, kann es es zu was bringen, kann sein Glück machen."

„Sprechen hast Du immer können, Schorse, und

hast's noch besser gelernt," kichert der alte Mann. „Laß aber man sein . . ."

Hanne kommt zurück, drei Schritte hinter ihr schlendert Wieschen, die Gerte über dem Kopfe schwingend. Es ist ihr nicht gesagt, warum sie heimkommen soll, und sie ist auch nicht neugierig — vorläufig ist's eine willkommene Veränderung. Sie hat den ganzen Vormittag vergeblich auf ihren Spielgefährten gewartet. Als sie jetzt den Mann im Sammetrocke sieht, bleibt sie stehen und öffnet vor Staunen den Mund. Die mütterliche Hand zerrt sie die letzten Schritte heran.

„Guten Tag, Wieschen," sagt Rabelli freundlich und reicht ihr die Hand.

Instinctiv reibt sie die Finger über den Kleiderrock, ehe sie die seinen berührt.

„Deine Mutter will, daß ich Dich mitnehme, wirst manches lernen und 's gut haben."

Die schimmernden Augen sehen ihn an, die Miene bleibt vorerst verständnißlos.

„Und betrag Dich orndlich und mach Deinem Vater im Grabe keine Schande, der mich mit sieben Unversorgten dagelassen hat!" schluchzt Hanne, die immer über sich selber betrübt ist.

„Viel Sachen hat sie wohl nicht mitzunehmen?“ fragt Herr Rabelli in seiner herabgelassenen Art.

„Du lieber Gott, wir haben alle nicht mehr, als was wir auf dem Leibe tragen!“

„Gute Kleider sollst Du haben,“ spricht der Mann dem Kinde zu. Sie wirft mit einer plötzlichen Bewegung die Gerte weithin durch die Luft und fragt halblaut, rasch: „Schuh auch?“

„Versteht sich!“

„Woher ich Schuh für all die Füße diesen Winter nehmen soll, das weiß ich auch nich!“ jammert die Daunenprinzessin.

Rabelli reicht der Wittwe die beiden Geldstücke. „Nun sind wir wohl fertig und können gehen. Morgen fahren wir weiter.“

Kein Wort hat Hanne darauf, sie schlurft ins Haus.

„Wart mal,“ sagt Zebedäus, und kramt in seiner Westentasche herum und bringt einen Bleiring und einen kleinen Kamm zum Vorschein. „Was muß ich Dir doch auch mit auf den Weg geben.“

Wie Sonnenschein gleitet es über das schmale Gesicht, als das Mädchen darnach greift. Hanne kommt mit einem kleinen Bündel zurück: „Da is noch ein Hemd.“

„Komm auch mal wieder!“ sagt Zebedäus, dem Kinde zunickend, „und sieh, wo Du auf die Welt gekommen bist. Es zieht einen jeden doch mal wieder an den Platz — kannst es an Schorse da sehen“

„Die andern werden sich gut wandern,“ meint Hanne und bindet die Schürze ab.

Wieschen steht neben dem großen Manne und sieht an ihm empor — es liegt etwas Beobachtendes in dem Kinderblick.

„Kommt Henrich auch?“ Er muß sich besinnen, nickt dann und sagt: „Freilich, der kommt auch!“

Sie bückt sich mit einer raschen Bewegung nach dem Mariechen und streichelt es über das Gesicht, rupft ein paar Gänseblümchen, die noch unversehrt am Zaun stehen und drückt sie ihm in die Finger. „Da, schöne Blümeken, Mariechen, da!“

Nun reicht sie Rabelli die Hand und müht sich, weit auszuschreiten mit den kleinen, bloßen Füßen, wie er es macht. Nicht einmal wendet sie den Kopf nach dem Hause zurück. Hanne steht neben Zebedäus und nickt und seufzt: „Was ich mich man vor dem Winter fürchte, Du lieber Gott, so'n armes Weib wie ich!“ —

4. Kapitel.

Todt!

Sie können es alle nicht glauben, die da herumstehen — das Publikum nicht, welches soeben noch mit staunenden Augen zu dem Kraftmenschen hinüberblickte, der mit bombastischen Reden die „Männer aller Nationen und Zonen“ zum Wettkampfe herausforderte, und die Mitglieder der kleinen Gesellschaft nicht, deren Oberhaupt er war.

Todt! Noch liegt ein Schimmer von Röthe auf den Zügen, es ist, als höbe sich die mächtig breite Brust noch unter dem Panzer aus Silberschuppen — kein unkundiges Auge ahnt, daß sie aus Papier sind, daß das Roth künstlich ist.

Die Arme ausreckend, kühne Blicke über die stehende und sitzende Menge hinschleudernd, eine Keule in der Hand, ein zerrissenes altes Löwenfell über der Schulter, so stand der „moderne Hercules“ da — dann nur ein Stocken der Stimme, ein Versagen des Wortes,

ein Schwanken, und zusammengebrochen lag Giorgio Rabelli auf dem Sande seiner eigenen Arena — für immer ein stummer Mann.

Erschreckt, murmelnd, fragend hat sich das Publikum herbeigedrängt, Rufe nach einem Arzt, einer Trage sind laut geworden; mit einem grellen Schrei ist ein schlankes, junges Geschöpf vorgestürzt und neben dem Bewußtlosen niedergekniet — die dünnen, weißen Röcke umgeben die Gestalt radförmig, goldigrothe Haare fluthen über das blauseidene Mieder hinab — „Miß Wiwi, die Irländerin“, ist's, deren Kunstleistungen man vorhin mit großem Beifall belohnte. Ein dankbares Lächeln glitt über das schmale Gesicht — jetzt fließen Thränen über die Wangen und die zitternden Hände bemühen sich vergeblich, den Messingreif von der Stirn des Armen zu lösen. Und wieder bahnt sich ein Paar eine Gasse durch die mitleidige Menge — der Lustigmacher in dem bunten, schellenbesetzten Kleide mit der spitzen, wackelnden Mütze über der weißen Wollperücke führt eine kleine, bürgerlich gekleidete Frau, die das Gesicht in beiden Händen verborgen hat, herein. Er spricht ihr tröstend zu, aber sie hält die Augen beharrlich geschlossen. „Ich kann nicht, kann nicht!“ jammert sie und sinkt auf den Stuhl, den eine fremde Hand ihr hinschiebt.

„Wie der Soldat auf dem Schlachtfeld," sagt Mr. Snips und läßt die Blicke über die Versammlung fliegen —, „wie der Fechter in der Arena! Meine Herrschaften, das ist Künstlerloos. Sie sind um die letzten und schönsten Nummern des Programms betrogen, aber nicht von uns, ein Stärkerer ist über unseren Hercules . . ."

Er gelangt nicht weiter, die kleinen Hände der Miß Wiwi zerren an seinem Aermel, daß die Glöckchen klingen. „Laß doch, da kommt ein Arzt" und — und nun fliegt sie dem, welcher von einem jungen Menschen in Gauklertracht geholt und begleitet ist, entgegen: „O helfen Sie — helfen Sie!"

Dicht neben dem rothhaarigen Mädchen kniet jener nieder, untersucht den Puls und Herzschlag, ist eine Weile still und schüttelt dann den Kopf.

„Todt."

„Schorse, Schorse!" schreit nach diesem einen Wort die blonde Frau auf und streckt die Arme von sich. „Thu' das nur nicht, das nicht — laß mich nicht allein — nicht allein — es ist zu furchtbar!"

Die meisten der Zuschauer entfernen sich, nachdem sie nun Gewißheit über das überraschende, unbezahlte Nachspiel haben.

Der junge Arzt läßt seine Blicke über die Gruppe

der Zurückbleibenden, über die um den Todten knienden Angehörigen schweifen, bis sie zu den grünen Wagen gelangen, die im Hintergrunde stehen. Dann winkt er einen Mann heran.

„Hier wird der Verunglückte nicht liegen bleiben können — man muß für eine Bahre sorgen.“

„Wegnehmen wollen sie mir ihn auch noch!“ jammert die Wittwe; der Hanswurst spricht begütigende Worte zu ihr.

„Aber ich fürchte mich!“ Ihre Augen schweifen nach der Behausung; ein Pferd wiehert, die Sonne ist nicht mehr sichtbar, es legt sich ein feiner Nebel über das Gefilde.

„Ich bin doch da.“ Sie faßt nach dem Arm des Sprechenden, als will sie sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen.

Leise schnellt Wiwi empor und winkt den jungen Kunstreiter heran.

„Zieh einen Rock über — wir gehen mit.“

Er nickt gehorsam.

Nach wenigen Minuten kommt sie zurück, in einen fadenscheinigen, grauen Regenmantel gehüllt, die Füßen stecken noch in den blauen Atlasschuhen. Sie trägt eine kleine, rothe Sammetdecke, auf welcher halberblindete Goldverzierungen sichtbar sind. Eglantine,

das lahme Rassepferd, wird damit geschmückt, wenn es in den Circus geführt wird.

Als die Bahre hereingebracht ist, breitet sie die Decke sorglich am Kopfende aus, behutsam — der Arzt legt selber mit Hand an — wird Giorgio Rabelli darauf gebettet Der Hanswurst führt Frau Jettchen heran, sie soll Abschied nehmen; aber das geht über ihre Kräfte, sie bricht mit einem dumpfen Laut zusammen.

Wiwi hat sich umgeschaut, als suche sie noch etwas; dann faßt sie plötzlich in die Haare und löst den Kranz weißer Wasserrosen, welchen sie noch in denselben trägt, und legt ihn auf die Brust des stummen Mannes.

Sie hat die Blumen vor wenig Stunden drüben am Weiher gefunden — er ist keinen Steinwurf weit entfernt.

Die Bahre wird aufgehoben, der Arzt, das Mädchen und der junge Mensch gehen neben- und hinterher und in der Ferne kommen noch einige Leute, die murmelnd über das Ereigniß reden.

Verunglückte, Verbrecher, Obdachlose finden in einem Wachthäuschen der Feuerwehr Unterkunft — das Landstädtchen Neustein verfügt nicht über Besseres. Dahin wendet sich der Zug; es ist nicht weit.

Der junge Arzt sieht hinüber nach den kleinen Füßen, die sich so fest aufstellen — der Boden ist feucht, ein dunkler Rand bildet sich auf dem lichten, glänzenden Stoff. Wie fröstelnd ziehen sich die Schultern des Mädchens zusammen; er bewundert die reiche, rothe Haarmasse. Wie Tizian's büßende Magdalena würde sie den schlanken Körper in derselben verbergen können. Ebenmäßig muß er sein, alabasterweiß, wie es zu der Haarfarbe zu gehören pflegt. Er hätte sie wohl auf einem Pferde sehen mögen; gewiß nichts von Künstlerschaft — lieber Himmel, in dieser armseligen Wirthschaft! Aber Natur — eine Psyche!

Sie hält den Kopf ein wenig gebeugt; er trägt schwer an der Fülle der glänzenden Fäden. Die Augen kann er nicht sehen — schade! Daß eine solche Erscheinung unbemerkt geblieben ist! — Er kommt aus der Reichshauptstadt und macht hier eine Art von Versuchsstation bei seinem Großvater, dem alten, über 50 Jahre in Neustein ansässigen Sanitätsrath, durch. Zu den Annehmlichkeiten gehört das nicht. Er kommt voll Eifer mit den Neuerungen — der alte Herr hat ein kluges Lächeln, das ihm manchmal unangenehm ist. Interessante Fälle sind wenige da; die Landbevölkerung hat gute Nerven und einen starken Willen, bis zum Aeußersten zu warten. Und nun gar der

Aufenthalt in solch einem Nest! Dieses Mädchen wäre in Berlin nicht unbemerkt geblieben. Der elende Circus wird von Dörfern zu Landstädten gewandert sein — solche Schönheit für diese Böotier! Ueberhaupt, welches Verständniß haben die Philister hier für das Weib! Und sein Freund, der Assessor, welcher auf der Welt gar nichts zu thun hat, entdeckte dies aufregende Geschöpf nicht mal! Er muß ihre Stimme noch einmal hören und dann auch, es ist Nächstenpflicht, sich doch ein wenig erkundigen.

„Der Todte stand Ihnen nah?" biegt er sich hinüber.

Wie aus einem Traum wacht sie auf und sagt mit dieser seltsamen Stimme, die süß und widerspänstig zugleich ist: „Ja — ach, ja!"

„Doch nicht — Ihr Vater?"

Nur eine kleine Wendung des Kopfes. „Nein — nein — er war aber gut gegen uns!" Das gilt für den Burschen mit.

„Sind Sie — ich meine, stehen Sie allein?"

Wieder mit Zögern: „Ich — ich weiß es nicht — Henrich ist ja noch da und die Andern . . ."

Nun ist das Häuschen, ein rother Ziegelbau, erreicht. Die Bahre wird niedergesetzt; ein Mann geht, um den Nachtwächter herbeizuholen, welcher den

Schlüssel hat. Die Kunstreiterin lehnt sich an den Thürpfosten; der junge Mensch steht ein paar Schritte davon.

Dr. Philipp Mollhagen nimmt seinen Hut ab und streicht mit der heißen Hand über seine Stirn. Das ist nun ein Erlebniß in dem Nest — und doch ist es so unausnützbar. Er ärgert sich und kommt sich ungeschickt vor. Wenn er dem Mädchen noch irgend etwas sagen will, muß es gleich sein.

„Man wird der armen Frau — Ihnen Allen gewiß gern beistehen, wenn es nöthig sein sollte," murmelt er. Sie sieht kaum auf; sie seufzt nur. Dann kommt der Wächter, und der Schlüssel kreischt im Schlosse. Ein dunkler Raum öffnet sich.

„Dahinein?" — sie stockt, dann legt sich die kleine Hand auf den Arm des Arztes. „Wenn wir wenigstens dableiben dürften, Henrich und ich."

„Das geht nich," sagt der Nachtwächter, „das is gesetzwidrig. Wofür bin ich denn da? Eine Laterne kommt rein und dann mache ich ja die Runde, dafür kriege ich ja meine Gebühr von der Gemeinde."

„So ganz allein" — flüstern ihre zuckenden Lippen.

„I nu," meint der alte Strömer, „der fürchtet sich nich mehr, da können Sie ganz beruhigt sein, von

Allen, die da d'rin gelegen haben, is auch noch Keiner wieder aufgestanden —," er räuspert sich nach diesen zusprechenden Worten.

Sie ist schon ergeben und tritt zurück, nur ein dumpfer Seufzer kommt über ihre Lippen, als die eisenbeschlagene Thür zufällt und der Alte den Schlüssel wieder dreht.

Der Arzt greift in die Tasche, die Träger zu belohnen — seine junge Praxis macht ihm erhebliche Kosten, sein Blick hat sich noch nicht gegen das Elend abgestumpft.

„Und für den Todtenschein ist's morgen früh zeitig genug — wenn Sie dann kommen wollen! Die Wittwe giebt wohl die nöthige Auskunft."

Henrich versicherte, daß das geschehen solle. Nun könnte Doctor Philipp Mollhagen auch gehen, die Beiden würden schon den Weg zurückfinden. Aber er zögert noch und dreht sich plötzlich nach Wiwi hin.

„Sie thun mir leid — haben Sie aber nur Muth," — und als das gesagt ist, kommt es ihm unsäglich dumm vor. Aber da richten sich die schimmernden, blauen Augen auf ihn, ein Strahl von Dankbarkeit trifft ihn, der warm in sein Herz dringt.

„Sie müssen wohl ein guter Mensch sein," sagt sie sehr ungeschickt, aber unsäglich rührend, und dann

beugt er sich ganz nah', fast flüsternd erreicht es ihr kleines, rosiges Ohr: „Liebes, hübsches Kind!"

Sie sieht ihm nach, wie er mit raschen Schritten an die andere Seite der Straße eilt, dann faßt sie nach der Stirn, als müsse sie sich auf etwas besinnen, und dann zuckt ein Lächeln über das Gesicht, das alle Traurigkeit bannt; die Lippen wiederholen leise die Worte.

5. Kapitel.

Jettchen Rabel sitzt auf einer niederen Bank vor dem grünen Wagen, es ist warmes Herbstwetter. Sie trägt ein schwarzes Kleid, die blonden Haare sind hochgenestelt, es ist Alles an ihr Ordnung und Bürgerlichkeit. Beim Spazierengehen ist halb Neustein in diesen Tagen nach dem Platze gewandert und hat die Leute aus der Ferne angesehen und nur lobende Worte sind über die Frau gefallen, der man das umherziehende Leben so wenig äußerlich anmerkt. Na, d'rin wird's wohl stecken, haben die Skeptiker gemeint — aber das Kind hat man herangerufen und mit allerlei beschenkt. Es springt fröhlich umher, den Joko neben sich, mit dem es die besten Bissen theilt — ab und an verirrt sich auch eine Geldmünze in seine Hände, dann nickt es mit verständnißvollem Ernst und bringt sie der Mutter.

Wenn es nach dem Namen gefragt wird, sagt es: „Rosabella ruft der Papa — Röschen die Mutter.

Aber den Papa haben sie uns fortgetragen und in die schwarze Erde gelegt." Und flattert ein Schmetterling vorbei, kriecht ein Käfer am Halm empor, so jauchzt es und hascht darnach.

Jettchen näht an einem Kinderrock. Ihr rundliches Gesicht blickt zwar noch ernst, aber die Augen haben schon wieder den hellen Schein — sie ist eine Natur, die sich immer gleich brav mit den Thatsachen abfindet.

Snips hat nach dem Begräbniß des Directors erwogen, ob man nicht die günstige Stimmung des Neusteiner Publikums benützen und eine Trauer-Vorstellung geben solle, aber diesen Gedanken hat die blonde Frau zurückgewiesen.

„Es ist mir zuwider, Thedor, ganz zuwider — er könnte sich ja im Grabe umdrehen, stände nach drei Tagen auf seinem Platze ein Anderer und commandirte: „Hopp, Almansor! Allez, Eglantine! Anstand muß sein."

Und Snips hat sich demüthig gefügt. Henrich hat den Auftrag bekommen, das Inventar nachzusehen. „Prinzeß Wiwi", wie Rabelli in guter Laune seinen Schützling zu nennen pflegte, hilft in der Haushaltung, spielt mit dem Kinde oder streift umher, um Wiesenblumen zu pflücken.

Snips bringt einen Sattel heran und sagt: „Der

will sich nun auch nicht mehr flicken lassen — Jettchen, manche Sachen sind in einem sehr fatalen Zustande."

Sie nickt, seufzt und nickt wieder.

„Und wenn erst mal was im Runterkommen ist, wie unser ganzes Geschäft . . ."

Sie senkt die Blicke auf ihre Arbeit. Er wirft den Sattel zu Boden, spitzt die Lippen, lehnt sich gegen die Wand des Wagens und meint: „Esmeralda hat zu rechter Zeit gewußt, was sie that, als sie der Kunst Adieu sagte — sie ist ganz zufrieden mit dem grünen Waldemar und der Würfelbude."

„Ich habe ihr doch zugeredet damals," sagt die Wittwe des Kunstreiters. „Wer konnte denn das wohl besser als ich! Ich halte was auf das Solide."

Sie fädelt dabei eine Nadel ein.

„Nun sind die Beiden freie Leute — können machen, was sie wollen."

„Und riskirt wird bei dem Geschäft nichts, das ist die Hauptsache," fügt Frau Jettchen hinzu und läßt ihre Blicke über die Pferde schweifen und über den grünen Plan, auf welchem ihr Gatte niedergesunken ist.

Snips schiebt die Hand zwischen zwei Knöpfe seiner Jacke. „Wenn sie ihre Bude schließen, ist sie zu. Und sie heißt nun auch nicht mehr die Perle Spaniens, sondern Minchen Grün — und das hört

sich auch gut an — sie konnt's gar nicht genug gestern hören, als ich in Osterberg war — Frau Minchen Grün. Erinnere mich nur nicht an die Vergangenheit, Thedor, hat sie gesagt. Was braucht der Mensch auf 'nem Pferde herum zu springen, wenn er Füße zum Gehen hat. Und ich sitze auf meinem Stuhle in der Bude recht behaglich und muß mich gar nicht weiter anstrengen als fragen: Wollen die Herrschaften nicht mal würfeln? Nieten sind es ja fast alle, das ist ganz bequem und praktisch dabei auch."

Jettchen richtet die runden Augen zum Himmel, an dem kleine, weiße, krause Wolken sichtbar sind. „Thedor, allzu sicher soll sie nich sein — auch von 'nem Stuhle in der Bude kann ein Mensch herunterfallen und nich wieder aufstehen. So was is Destinationsbestimmung, hat Schorse immer gesagt — er war in vielen Dingen zu gebildet für mich. Aber seinen ordentlichen Grabstein soll er haben, das habe ich mir nu mal vorgenommen. Und weißt Du, Thedor, was ich ihm schuldig bin? — Giorgio Rabelli soll d'rauf stehen, damit is er ja nun durch die Welt gegangen, bis in den Tod hinein. Es soll d'rauf stehen."

„Rührend!" sagt der Hanswurst, „rührend — es ist immer das Rechte, was die Directorin trifft."

Jettchen schüttelt den Kopf. „Ne, mit dem Namen

is es nun aus, Thedor, das laß man sein — ich bin nur 'ne einfache Frau, und das bin ich auch neben Schorse geblieben. Es war ihm manchmal freilich nicht recht, daß ich nicht den höheren Schwung hatte." — Sie lacht ein wenig. — „Aber die Beine wollten nich und der Kopf auch nich — das ließ sich nu mal nich ändern"

Snips wechselt mit seiner Stellung. Mit einem Blick hat er alles umfaßt, was an lebendigem und leblosem Inventar zu der kleinen Gesellschaft gehört — von den Satteldecken, die Henrich drüben ausklopft, bis zu Wiwi, die eben in einer Heckengasse verschwindet; sie hat einen kleinen Korb an den Arm gehängt und geht dem Orte zu, für die Directorin einzukaufen.

„Jettchen — das sind wohl Gedanken an — an ein verändertes Leben?" fragt er.

Sie zieht den Faden fester an.

„Vernunft is 'ne Sache," sagt sie, „ich habe es nu mal so an mir, daß ich nur vernünftig sein kann."

„Hm! Schorse Rabel hat leichten Sinn für zwei gehabt," meint der Lustigmacher und seufzt schwer dazu.

Nur eine Sekunde stützt die blonde Wittwe das rundliche Kinn in die Hand und deutet mit der andern nach dem ersten Wagen.

„Alles, was recht ist, Thedor. Da hängt nun sein Bild von der letzten Messe in Grünau — gekostet hat es nichts und gut ist's dafür doch. Es lag immer so was Forsches drin. Ja, das kann sich auch keiner geben, das muß drin stecken.“ — Sie streift den eckigen Körper des Mannes mit einem mitleidigen Blick. — „Und Wiwi hat 'nen schönen Epheukranz drum gemacht, das kann sie nu mal besonders gut, und ich bin ganz gerührt gewesen und habe nich mal schelten können, daß sie die blauen Atlasschuhe an dem Unglücksabend ganz verdorben hatte. Sie waren vom Trödler gekauft und hätten noch lange ausgehalten und saßen wie angegossen. Ja, wie ich an Schorse gekommen bin, das war putzig. Ich war 'ne brauchbare Köchin, die Zeugnisse habe ich noch. Auf dem Tanzboden habe ich Schorse kennen lernen — ich habe so gern getanzt, und leicht und bin lustig gewesen. Na, da hat er denn nun ja gemeint, ich wäre anstellig, und hat mich überredet, daß ich mitkommen möchte und das freie Leben versuchen. Da war's nu doch aber anders. Was auf ebenem Boden ging, das wollte nich in der Luft. Ich habe mir“ — sie seufzte schwer — „Mühe genug gegeben, daß er sich nicht mit seiner Entdeckung geirrt haben sollte — er wollte ja immer etwas entdecken. Aber das mit mir war nichts! Da hat er

mich denn geheirathet — das war noch das Einzigste, wozu ich taugte."

„Jettchen," ruft Snips, und diesmal verirrt sich seine hagere Hand nach der Herzgegend. „Jettchen, er ist nicht mit Dir betrogen — Du bist ihm eine redliche und treue Frau gewesen — eine bessere kann sich keiner denken!"

„Zusammengehalten habe ich unsere Sachen!" meint sie und dreht den Stoff in den eiligen Fingern.

„Und jetzt — willst Du das Geschäft . . ."

Er kommt nicht weiter. „Das mußt Du doch einsehen, Thedor — mein Herz hängt nich daran und zurückgegangen is es auch. Ich will die Thiere und die Sachen verkaufen."

„Und die Menschen" — er wendet den Blick nach den grünen Baumwipfeln, die seitwärts rauschen — „die müssen sehen . . ."

„Ja, durchzukommen suchen muß ja Jeder," meint sie, ohne auf seine Miene Acht zu geben. „Ich fange denn was anderes an, ich habe schon an 'ne Garküche gedacht." Und sie hebt die Nase und macht eine Bewegung mit dem Munde, als rieche und schmecke sie bereits, wie's die Zukunft bringen soll. „Ich habe heimlich was erspart — es is mir immer gewesen, als könnte ich das mal brauchen. Un das Röschen, das

soll auch nich unter dem Flitterkram aufwachsen, das hat ganz meine Natur."

„Jettchen — so allein willst Du stehen?"

Sie wiegt den blonden Kopf hin und her.

„Das kann man nun ja nicht aussorgen."

„Doch," fällt er rasch ein, „doch! Sieh, Jettchen, Du weißt es am besten, ich tauge auch nicht zu dem Leben und habe immer davon gewollt. Und wenn mir was gefallen soll, so möchte ich einen Bierausschank haben, der ernährt seinen Mann. Und, wenn Du es Dir überlegtest — 'ne Frau allein, Jettchen! Du bist jung und hübsch, das ist 'ne Sache — die Welt ist schlecht! Wenn wir uns zusammenthäten? Ich habe früher oft gedacht — doch, das ist ja einerlei. Ueberleg' es mal!"

Er wendet sich und geht nach Henrich hinüber; nicht einmal dreht er sich um, zu sehen, welchen Eindruck seine Worte gemacht haben.

Die blonde Frau läßt die Nadel keinen Augenblick ruhen, sie athmet ein wenig hastig und endlich spricht sie vor sich hin: „Wenn einmal ein Anderer käme, den muß ich erst kennen lernen. Un eine gute Seele is er, thut keiner Fliege etwas zu Leide. Es wäre am Ende das Beste, er macht den Wirth und ich die Wirthin. So was, wie 'ne schickliche Zeit,

muß man vorübergehen lassen, denn die Todten wollen auch ihr Recht haben. Dann habe ich meinetwegen nichts einzuwenden.“ —

Der graue Regenmantel verhüllt wieder Wiwi's schlanke Gestalt, ein schwarzer Strohhut mit einer dünnen Feder, die in's Grünliche schimmert, liegt über dem rothen Haarknoten. Sie hat Halbhandschuhe an den Fingern und ihre kleinen Füße stecken in derben Lederstiefeln. Sie schreitet schnell aus, denn Frau Jettchen hat es nie gelitten, daß sie zu lange unterwegs ist. Das Pflaster des Weges hart am schnellfließenden Wasser hin — ein abgeleiteter Flußarm durchschneidet den ganzen Ort — ist holperig, sie schwankt, desselben ungewohnt, bald hier-, bald dorthin. Von den Häusern sieht man die Rückseite, Gärten liegen nach hier hinaus. Ab und an blickt Wiwi über die Zäune hin — sie hat die Blumen so gern, mögen sie hier mit mehr, dort mit weniger Symmetrie und Geschmack gepflanzt sein, gefallen thun sie ihr immer, und haben möchte sie von allen. Oft, wenn sie dem Zaune nahe stehen, zuckt es ihr in den Fingern, eine durchzuholen — es wäre nicht das erste Mal, daß sie das in den Orten gethan, welche die Truppe Rabelli auf ihren Wanderreisen berührt hat.

Sie hat das Brod in ihr Körbchen geschoben,

die Wurst zum Abendessen dazu gelegt, und sie könnte nun zurückgehen — aber sie zögert noch ein Weilchen an dem Graben, in dem das Wasser so schnell zu ihren Füßen hineilt. Ein erhöhter Damm schließt es ab, es ist so klar, sie sieht die bunten Steine auf dem Grunde, dann und wann huscht ein Fischlein vorüber, andere, winzig kleine, spielen im Kreise, schlüpfen unter Steine, kommen wieder. Zwei bunte Enten schwimmen langsam vorüber, ein Schwalbenpaar fliegt von der hochragenden Pappel in die Luft — nach dem Kirchthurm hin. Die Glocke ist durch das Schallloch sichtbar — sie hat zum Begräbniß des Kunstreiters geläutet — gar nichts ist dafür zu bezahlen gewesen, Frau Jettchen hat das gerührt anerkannt. Wiwi sieht den kleinen Zug vor Augen, der nach dem Friedhof ging — sie hat damals unterwegs immer denken müssen, daß er doch gut, sehr gut mit ihr war — er konnte wohl böse sein, wenn sie achtlos war, aber das ging schnell vorüber. Und ein besseres Dasein ist's ja auch für sie gewesen von der Stunde an, in welcher er sie an die Hand genommen und mit davongeführt. Wiwi! Wie gern sie auf den Namen gehört hat!

Arm in Arm trippeln zwei Mädchengestalten daher, die blühenden Gesichter sind einander zugewandt, die eine hat braune, lange Zöpfe, die andere einen

blonden Knoten. Sie beachten die Fremde in dem verschossenen Mantel gar nicht.

„Du, Else, ich habe ihn drei Mal heute vorbeigehen sehen“, sagt die Braune, „zu Franzen's Großmutter hat er gemußt. Und zwei Mal hat er herauf gesehen und das eine Mal gelacht. Er ist hübsch, Else — und er soll ein so kluger Doktor sein.“

„Ach, Lottchen, wie neidisch ich bin!“

Wiwi blickt ihnen nach, sie neidet ihnen nichts, nicht einmal die besseren Kleider, sie möchte auch gar keine Gefährtin haben, um mit der zu plaudern. Sie denkt niemals über die Stunde hinaus — früher hat sie es nicht so gut gehabt, das ist alles, was sie sich mit Bewußtsein sagt. Heimweh nach dem Weideplatz mit den schnatternden Gänsen und den schreienden Geschwistern, nach dem kleinen Hause mit der dumpfen Luft und der stets keifenden Mutter ist ihr nie gekommen.

Für eins nur ist ihr ein sonderbares Interesse geblieben — für geschlossene Säcke. Sieht sie ein solch geheimnißvolles Ding einhertragen, erfaßt sie eine wunderbare Sehnsucht, als müsse sie ergründen, was darin verborgen. Wie oft hatte sie dabei gestanden, wenn der alte Zebedäus seinen Sack leerte, und die seltsamsten Dinge daraus hervorrollten — die

Erwartung, was darin sein könnte, hatte ihr oft das Herz schlagen lassen. Ihre feinen Nüstern blähen sich, wenn sie daran denkt, es ist, als rieche sie ihn wieder, den Modergeruch. Zebedäus' Sack war das einzig Märchenhafte aus ihrer Kindheit, das, was ihre Phantasie aufregte. Wie rastlos umkreiste sie denselben, wenn ihn der alte Sammler vor der Thüre abstellte und noch nicht gleich an das Leeren ging. Von nichts hat sie in den drei Jahren so oft geträumt, wie von dem Lumpensack.

Da, links über den Zaun nickt eine große Sonnenblume. Es ist, als ob dieselbe sie mit hundert lockenden Augen ansieht — es kommt ihr plötzlich gar nichts auf der Welt so schön und begehrenswerth vor als die. Immer muß sie hinübersehen, sie macht auch ein paar Schritte auf den Zaun zu — zwischen dem Garten, hinter welchem ein stattliches Haus aufragt, und dem nächsten ist ein schmaler, gepflasterter Weg. Eine Steintreppe führt hinunter. Sie denkt nicht daran, daß in dem Hause wohlhabende Leute wohnen müssen und daß sie ein armes, wanderndes Kind ist — sie sieht nur die Blume mit dem gelben Strahlenkranze. Und dann biegt sie ihr blasses Gesicht ganz vor — auf dem Wege am Wasser ist Niemand sichtbar. Nun streckt sie die Finger aus,

faßt den Stiel – noch eine Sekunde, und die stolze Blume ist in ihrer Hand. Sie denkt gar nicht daran, mit ihrer Beute zu entfliehen, ganz entzückt blickt sie darauf nieder, hebt sie empor — ein leiser, süßer Duft, den sie mit halbgeöffneten Lippen, zwischen denen die weißen Zähne hervorschimmern, einathmet.

Rasche Schritte ertönen auf den Steinstufen zu ihrer Linken, sie wendet sich erschreckt und sieht in das Gesicht des jungen Doktors. Und nun klingen auch plötzlich die Worte wieder in ihr Ohr, wie sie vorhin den dumpfen Klang der Glocken zu vernehmen meinte — „liebes, hübsches Kind!“

Ja, das hat er gesagt — an dem traurigen Abend, und es ist ihr warm ins Herz gedrungen — und nun, die flammende Röthe schlägt ihr in die Wangen — über den Zaun herüber sehen die anderen Sonnenblumen wie mit höhnisch grinsenden Gesichtern — steht sie so vor ihm, er muß Alles gesehen haben, ihr Zögern und ihr Zufassen. Aber sie wirft die Blume nicht fort, sie eilt auch nicht davon, ihr Fuß ist wie angewurzelt.

„Ich — ich . . .“

Er lächelt so eigenthümlich glücklich.

„O, Sie haben eine wenig schöne Blume da, sehen Sie denn nicht, daß unser Garten bessere hat?

— Noch' solch prachtvolle Rosen!“ Und er biegt seinen Oberkörper weithin über den Zaun und pflückt dunkelrothe und gelbe, hastig, wahllos, auch Knospen, die kaum erschlossen sind.

„Nein, nein,“ stammelt sie, als er sie ihr nun reichen will, „ich — nein, ich verdiene sie nicht!“

Er faßt ihre beiden Hände und zwängt die Blüthen hinein. „Thörichtes Kind, weit mehr, viel schönere! So nehmen Sie doch — bitte, bitte.“

Sein Blick verwirrt sie, sie gehorcht.

„Und ich freue mich so, daß ich Sie wiedersehe! Wiwi heißen Sie, die arme, bedauernswerthe Frau hat es mir gesagt, als sie den Schein abholte. Eine Irländerin sind Sie — früh fort von den Ihrigen, eine Waise . . .“

Sie läßt es geschehen, daß er das Märchen glaubt, das Rabelli erfunden hat, sie ist noch immer betäubt von ihrer Scham, von seiner Güte.

„Wissen Sie, Wiwi, daß ich schon versucht hätte, Sie zu sehen? Aber ich habe alle Tage weit umher auf die Dörfer fahren müssen.“ — Die plötzlichen Typhusfälle hätten ihn zu jeder andern Zeit in der That mehr interessirt.

Sie schüttelt den Kopf zu seiner Betheuerung, es ist keine Ungläubigkeit, nur Verwirrung. Er ist so

hübsch, wie er so lebhaft spricht, auch in ihm ist noch ein Rest von Naivetät — das Vorrecht der Jugend.

Die braunen, lebhaften Augen, die gebogene Nase, der frische Mund mit dem kecken Bärtchen, das er so gern dreht — nun begreift sie, was die Mädchen vorhin meinten: sie freuen sich, ihn zu sehen, sie suchen die Gelegenheit, sind ihm gut, sehr gut . . .

Er beugt sich ein wenig vor und blickt ihr in die Augen.

„Das ist nun ein hübscher Zufall, Fräulein Wiwi, ein sehr hübscher Zufall für mich, wahrhaftig!“

Kein Laut dringt über ihre festgeschlossenen, schmalen, blutrothen Lippen.

„Das schöne Haar,“ sagt er, „das möchte ich wohl noch einmal lose sehen“ — sein Finger berührt ein paar der krausen Löckchen, die auf dem weißen Halse sichtbar sind — „so fein, so goldig. Wenn Sie es mir einmal so wieder zeigen könnten — es ist, als müßte man das Gesicht dahinein vergraben! Ja, begreifen Sie das denn gar nicht, Sie kleine, hübsche Wiwi?“

Ihr Blick bekommt etwas Blinzelndes, ein Kätzchen scheut sich vor dem festen Anschauen eines Menschenauges.

„Sind Sie schon jemals einem gut gewesen,

Wiwi? Ach, Sie sind so jung, Wiwi! Aber — ich bin Ihnen gut — gleich, als ich Sie sah. Und — ich wollte . . ."

Sie versteht ihn nicht, sie blickt noch immer scheu — plötzlich hebt sie lauschend den Kopf. Es ist, wie ein Reh, das vorsichtig auf eine Waldblöße getreten ist und nach Geräusch, Gefahr auslugt.

„O nein," sagt er, ihre Bewegung verstehend, „es kommt Niemand. Das ist die untere Mühle, welche so klappert" — und dann lacht er mit einem kurzen, fröhlichen Laut, biegt sich noch näher, ganz beängstigend nah und küßt sie auf den Mund, ein-, zweimal, keck, rasch.

Keinen Laut stößt sie aus, aber sie schnellt zurück, die Blumen fliegen zur Erde, die so heiß begehrte Sonnenblume wie die Rosen, und der schimmernde Kopf sinkt an seine Brust. Es ist etwas Haltloses über sie gekommen, sie würde zu Boden geglitten sein, hätte er sie nicht rasch erfaßt.

„Du gutes, liebes Kind!" er streichelt ihr die Haare, die Wangen und fühlt die Wärme des frischen, jugendlichen Körpers; ihr Athem geht rasch und streift seine heiße Stirn.

„Du kleine Fee, Du!"

Das Abenteuer ist reizvoll, aber der Schauplatz

der ungeeignetste. Jede Sekunde kann ein Fußgänger vorüberkommen oder Jemand aus dem großelterlichen Hause heraustreten.

Doch nun ist Wiwi auch ihrer Verwirrung Herr geworden, sie richtet sich auf, macht sich mit einer raschen Bewegung los und sagt beklommen, leise: „Ich — will fort.“

Er läßt sie ungern, geböte nicht die Noth.

„Aber — ich seh' Dich wieder?“ flüstert er, „bald — morgen schon, ich suche Dich auf — oder finde Dich hier . . .“

Sie sagt nichts, aber er hält ihre kleine Hand fest in der seinen und sieht ihr mit dem bezwingenden Blick so tief in die Augen — Er muß wohl darin lesen, was er hofft: „Auf Wiedersehen also! Und träume von mir, Du süße, kleine, goldhaarige Fee.“

Noch einmal wollen sich seine Lippen den ihrigen nähern, aber sie biegt sich zurück. Er lacht, will sie wieder haschen, da huscht sie mit flüchtigen Schritten davon, und sein letztes Kosewort, sein leiser Ruf verhallt. Er sieht ihr nach, bis die Biegung der Straße sie seinen Blicken entzieht, dann bückt er sich nach den Blumen, faßt sie zusammen und läßt sie in das Wasser gleiten, das sie eilig davonträgt. „Großvater wird wohl den Raub entdecken, denn er zählt sie alle,“

über den Zaun blickend, — „bah, wie ich den alten galanten Herrn kenne, würde er für solch' reizendes Geschöpf noch mehr thun, als eine Hand voll Blumen pflücken!"

Er lehnt sich an den Pfosten, es ist ihm wahrhaftig warm geworden. — „Die kleine Hexe!" murmelt er.

„Guten Abend, junger Freund!"

„Ah — ah —" er zieht den Hut und zwingt seine Miene in den gehörigen Ernst, denn es ist der Herr Landrath, der vor ihm steht.

„Eine ganz besondere Ehre," sagt er, und wünscht den weißhaarigen, freundlichen Herrn über alle Berge — er hätte so gern seinem kleinen Abenteuer noch ein wenig nachgeträumt.

„Der Großvater zu Hause?"

„Gewiß, Herr Landrath, soviel ich weiß, wartet er schon sehnlich auf sein Partiechen."

„Und Sie thun doch auch mit?"

„Später! Noch ein wichtiger Gang, in Vertretung —" und er giebt sich Haltung.

„Nun freilich, der brave Sanitätsrath hat's gut — sieht sich bei Zeiten nach frischen Kräften um. — Was ich sagen wollte, meine Augen werden doch bereits schlecht — sah gerade von drüben aus, als stän-

den hier zwei Personen am Zaun — einander ganz nah nämlich — dann bemerkte ich freilich, daß ich mich geirrt haben müßte — ging hier nicht eine fremde Person vorüber? Wie komisch!“

Philipp Mollhagen bestätigt mit einem eifrigen Kopfnicken die letzte Annahme des alten Herrn und sagt etwas von optischer Täuschung.

„Muß mich mal bei Ihnen in Kur geben,“ lächelt der Landrath, „wird ja der gute Freund da drinnen nicht übel nehmen — die Medizin macht immer Fortschritte. Bleiben doch auch mal bei uns? Treten Großvaters Praxis an — hoffe sehr, hoffe sehr.“

Und mit dem Stock vorsichtig vor sich hintastend, geht er die Stufen hinab.

Der junge Doktor hat eine leise Verwünschung auf den Lippen, erst gegen den Landrath, dann für sich selber — er meint plötzlich, ein großer Narr gewesen zu sein, daß er dem schönen Geschöpf nicht folgte — was hätte es denn verschlagen, wenn er draußen auf dem Platze die Bekanntschaft der Andern mit in den Kauf nahm? Landstreicher, weiter nichts. Und für ihn eine kleine Zerstreuung! —

Als Wiwi die letzten Häuser hinter sich hat, bleibt sie, an einen Baumstamm gelehnt, stehen und

preßt die Hände gegen die Brust — es geht Alles durch einander in ihrem armen, kleinen Kopfe. Pfui! sie nahm, was sie nicht durfte -- und er küßte sie — küßte sie — sie ist in ihrem ganzen Leben nicht geküßt worden; wie wunderlich das von ihm war! Heiß und kalt wirds ihr; sie ist so müde, als habe sie stundenlang an den Geräthen geübt.

Dann besinnt sie sich, daß sie dort drüben warten, und schleicht weiter. „Schade — die Rosen!“ murmelt sie vor sich hin, „die hätte ich doch noch lieber gehabt, als die Sonnenblume.“

Frau Jettchen hat einen kleinen Tisch herausgerückt und eine bunte Wachstuchdecke darüber gelegt; das sieht ganz feierlich aus. Mit geduldiger Miene sitzt sie davor, ihr müdes Kind auf dem Schooß. Die Anderen finden sich heran zu dem frugalen Abendbrod. Am Himmel ziehen die ersten Nachtschatten herauf. Snips ist sehr still, Heinrich hungrig, Wiwi träumerisch.

„Ja,“ sagt die Frau Direktorin nach einer Weile, „durch das Leben muß nu ja mal jeder durch, wie er kann. Ich habe Schorse recht gern gehabt und könnte nichts über ihn sagen, und nu hat er so früh schon fort müssen un wäre wohl noch lieber da mit seinem lustigen Sinn. Und ich und das Kind müssen weiter

durch — und Ihr Anderen auch. Und weil nichts so bleibt in der Welt, so habe ich es mir überlegt, und will mich mit Thedor zusammenthun."

„Jettchen!" ruft der Hanswurst.

Sie ist nicht für weitläufige Gefühlsergüsse und wehrt ihn ab.

„Wir kennen uns doch einander und werden schon auskommen. Schorse hat große Stücke auf Dich gehalten. Und nu laß man sein — Gewißheit hast Du ja."

Sie nickt dazu mit dem blonden Kopfe und steht auf und beginnt, den Tisch abzuräumen.

Der Hanswurst faßt sein Haupt in beide Hände, als will er sich vergewissern, daß er's noch hat. — „Kann es denn sein, daß sich die kühnsten Wünsche auf der Welt so erfüllen —?"

Nur ganz schüchtern schleicht er herüber und faßt Röschens herabhängende Hand und streichelt sie.

Die Direktorin schüttelt mit der Linken die Krümchen von der Decke; das giebt noch ein Festmahl für die Feldmäuse.

„Und die Beiden da," sagt sie dann, auf das rothhaarige Mädchen und den schlanken Burschen deutend, „na ja, das macht sich auch. Wieschen kann bei uns bleiben; in dem Geschäft kann man junge Füße

brauchen -- und da bricht eins auch das Genick nicht so leicht wie auf dem Seil. Besser is besser! Und Henrich findet schon ein Unterkommen bei 'ner andern Gesellschaft — Schorse hat immer gesagt, daß der es noch zu was brächte." Und sie seufzt, hält vorsichtig das eingeschlafene Kind und spricht darüber hin: „Komm, Wiwi — ich bin müde." Von der kleinen Wagentreppe herunter ruft sie dann noch dem Hanswurst zu: „Es läßt sich besser schlafen, wenn man den Kopf von solchen Dingen frei hat. Gute Nacht!"

Wiwi hat die Worte gehört, aber den Sinn kaum erfaßt; es ist ihr auch gleichgiltig, ob da soeben etwas über ihre Zukunft beschlossen ist — sie sieht nur die Augen, welche sich heute in die ihrigen gebohrt, und sie fühlt noch immer die fremden Lippen auf ihren eigenen. Sie will eben in die schmale Thüre schlüpfen, da zupft Henrich sie am Aermel.

„Du, Wiwi, Du brauchst ja nicht mit ihr zu gehen — wir sind freie Leute, wenn wir wollen!"

„Ach!" — Sie streicht über die Stirn, als müsse sie ihrem Gedächtniß nachhelfen.

„Wenn Du 'nen Circus gesehen hättest, wie ich, dann wüßtest Du schon, was Du wolltest" . . .

Sie zieht den Arm zurück.

„Und wenn Du Dich nicht traust, so geh' nur

vorerst mit. Ich hole Dich später denn mal, wenn's mir gut geht. Willst Du?"

Er meint, er sieht sie in diesem Augenblick, wie sie früher die weißen Zähne lüstern in die guten Bissen grub, welche er ihr zutrug.

„Ach — Du . . ."

„So?" — Er hat diesen seltsamen, hochmüthigen Ausdruck noch nie in dem blassen Gesichtchen gewahrt.

„Worauf wartest Du denn sonst — gar wohl" — es ist ihm im Augenblick nichts Höheres gegenwärtig, als die Honoratioren der kleinen Landstädte, die sie durchzogen haben, „auf 'nen Doktor oder Apotheker — was?"

Er hat so gern ihren Beschützer gespielt, und nun ist sie so überlegen.

„O!" flammendroth schlägt es in ihr Gesicht, sie wirft mit einer zornigen Geberde die Thür zu — Frau Jettchen schimpft aus den Kissen, daß sie das Kind stört. Wiwi duckt sich auf ihre Lagerstätte, mit beiden Händen zieht sie die Nadeln aus der rothen Haarmasse — ein Schluchzen überkommt sie — sie preßt die goldenen Fäden gegen den Mund, daß es erstickt wird.

Theodor Thiede, der gar nicht zu Worte gekommen ist vor dem bestimmten Wesen der blonden Wittwe,

schlägt drei Purzelbäume und gelangt so zu dem zweiten Wagen, in welchem er mit Henrich haust.

„Farewell, Mr. Snips,“ sagt er, als er wieder auf seinen Füßen steht, und sieht lachend die halbe Mondscheibe an. „Ja, grinse Du nur, ich lache noch besser!“ Dann giebt er Henrich einen Schlag auf die Schulter, daß dieser fast unter demselben zusammenknickt.

Der Junge bleibt noch ein Weilchen auf den Stufen sitzen und guckt in den Mondschein. Er weiß, was er will — hoch hinaus, sehr hoch hinaus! Ja, er denkt täglich daran, daß ihn Giorgio Rabelli einmal mit in die große Stadt genommen und ihn in einen berühmten Circus geführt hat. Die Thränen sind dem starknervigen Gaukler über die Wangen gelaufen, als er die Leistungen dort gesehen hat, und er hat dem Jungen die Hand gepreßt:

„Das guck an — gegen all' die bin ich ein elender Spatz,“ hat er dumpf hervorgestoßen. „Aber Du bist mein Schüler, meine Entdeckung, Du wirst mir die Schande nicht machen und ein Stümper bleiben. Solch' ein Kerl wie der da drüben mußt Du mir werden, daß die Welt Dich anstaunt, die ganze Welt. Und dann denkst Du auch mal an mich, an Deinen alten

Lehrer, den Giorgio Rabelli, der ein lahmer Kranich geblieben war."

Es ist ein Sehnen und Wollen an dem Abend in seine junge Brust gekommen, und er hat ein ganz feierliches Gelübde gethan, sich und dem Lehrmeister, daß er „etwas werden" will. Und das kleine, verfallene Haus ist vor seinen Blicken aufgetaucht, in welchem die Mutter an der Seite des Stiefvaters gehaust hat und wo die rüden Brüder des Wilderers aus- und eingegangen sind — für ihn hat es Püffe gesetzt, wenn er sich vor den Flinten gefürchtet hat. „Das ist kein rechter Junge, aus dem wird nie etwas", — haben sie gehöhnt. Er will es ihnen zeigen. Und er lächelt auch den Mond an. Wiwis Wesen hat seinen Trotz geweckt — wenn sie denn so zufrieden ist, mag's sein.

„Sieh," hat Giorgio Rabelli gesagt und auf die schönen, üppigen Frauen gezeigt, die auf den schnellen Pferden dahingesaust sind, über die wirst Du mal Herr — und über die Andern auch." Seine Hand hatte einen Bogen über Logen und Galerien hin beschrieben. „Nur fangs verständig an — werde was!"

„Donnerwetter, Du alte Fledermaus, willst Du mal rein kommen und die Thür zumachen?" ruft Snips

von drinnen. „Ich habe gar keine Lust, mir einen frischen Rheumatismus zuzulegen!“

Henrich wischt über die Augen, er hat wahrhaftig lustige Circusmusik gehört, dann nickt er nochmals zum Monde empor, vertraulich, als wisse der, was eben seine Gedanken gewesen, und verschwindet auch hinter der kleinen Thür.

Als alles still ist, huschen ein paar Hasen über den Platz, den nahen Feldern zu.

* * *

„Zur Tafelrunde“ liest man über dem Eingang eines Bierkellers an der Georgen- und Schillerstraße zu Hannover. Das Haus bildet eine abgerundete Ecke, in das Kellergeschoß führen einige Stufen hinunter. Sobald künstliche Beleuchtung nöthig wird, sieht man auf einem Glastransparent eine fröhlich trinkende Gesellschaft um einen runden Tisch vereinigt, sehr ehrenwerth und bierfest dreinschauende Herren. „Guter, bürgerlicher Mittagstisch“ ist links zu lesen, „Trinkgelder abgeschafft“ rechts.

Herr Theodor Thiede, der Wirth, der eine bewunderungswürdige Biegsamkeit und Behendigkeit besitzt — bald schnellt er hier-, bald dorthin —, hat die Augen überall und hört nach jeder Seite, pflegt dazu zu erläutern: „Wo ist's wohl behaglicher, als an

einem runden Tisch? Keine Ecken, an denen man sich zu stoßen braucht, keine überall im Wege stehenden hölzernen Beine — sehen Sie, das ist nun meine Spezialität, die großen und kleinen „runden" Tische — und es liegt was drin, ich sage Ihnen, es liegt was drin! Und dann guter, bürgerlicher Mittagstisch! Da riecht man bereits im Voraus das unvergleichliche Aroma der „zusammengekochten" Speisen: Hammelfleisch mit Weißkohl! Was? Brühbohnen! haben sie allemal bei Mutter zu Hause gegessen, in den fröhlichen Tagen der Kindheit!" Und dann richtet er sich zu seiner ganzen Länge auf und legt das Gesicht in würdige Falten. „Trinkgelder abgeschafft! Steuerwegfall! Was sagen Sie! Ich bediene selber mit unserer kleinen flinken Anverwandten, und da stehen wir doch über dem zugeschobenen Groschen und der Knirps von Kellner sollte mal Miene machen! Nein, das sind nun meine Geschäftsprincipien!" — Und es muß in der That etwas drin liegen, denn das Geschäft zur Tafelrunde prosperirt. Es ist ein ganz vergnügtes Gesicht, mit welchem die blonde, rundliche, stets sehr saubere Frau Wirthin, die tagsüber den Platz hinter dem Schanktisch wenig verläßt, Abends Kasse macht.

Mit immer gleicher Umsicht und Freundlichkeit lenkt Frau Jettchen von ihrem erhöhten Stuhl die Be-

dienung, und da ist der Wink oder Ruf derselbe, mag er ihrem Manne oder dem kleinen Fritz gelten, den Thedor Thiede zuerst Piccolo hat taufen wollen. Aber das hat sie durchaus nicht gelitten, sie hat dem einstigen Hanswurst die fleischige Hand auf die Schulter gelegt und ihn fest mit den runden Augen angesehen:

„Thedor, wir können froh sein, daß wir wieder in einen soliden Stand zurückgekommen sind — von dem, was gewesen is, mag ich nun gar nichts mehr wissen. Früher brauchten wir Mehl zum Kochen und beinahe ebenso viel, um Dein Gesicht weiß zu machen — das is nu vorbei.“ — Und Fritz hat seinen Taufnamen behalten und aus Wiwi ist eine „Luwise“ geworden. Mit derselben Bereitwilligkeit, welche das Mädchen damals gezeigt hat, als Signor Georgio Rabelli sie in seine Schule nahm, hat sie sich hier in Hannover den neuen Geschäften unterzogen. Vielhundert Mal wandert sie in dem Raume zwischen Tischen und Stühlen hin und her, immer höflich, stets zurückhaltend, schlank und biegsam. Die freie Luft, in welcher sie bei Sonnenschein und Herbstwind im dünnen Tricot auf dem Seil stand oder auf dem Rücken des Pferdes, hat sie ohne Verwunderung und Bedauern mit der raucherfüllten, bier- und gasduftenden Atmosphäre im Keller vertauscht.

„Sie ist willig," sagt Frau Jettchen, und wenn die Gäste mit Wohlgefallen nach dem „rothen Kinde" sehen, flüstert Thedor Thiede, sein Gesicht verziehend: „Ja, anständig — das gefällt, meine Herren! Sauber und anständig, das gehört zu meinen Geschäftsprincipien."

Luwise ist voller und größer geworden; sie trägt die schweren rothen Zöpfe jetzt wie einen Kranz um den Kopf gelegt; das schmale Gesicht gewinnt einen eigenartigen Rahmen dadurch; die marineblauen Kattunkleider mit den weißen Schürzen gefallen ihr selber, wie andere sie nett darin finden. Sie besitzt eine kleine, silberne Brosche, die eine Muschel mit einer Perle darstellt — das ist ihr Kleinod. Thedor Thiede hat seiner Frau nach den ersten drei Monaten, wo das Geschäft gut ging, eine große, Luwise die kleine mitgebracht und ist von Frau Jettchen für einen Verschwender erklärt worden.

Im Laufe der Zeit zwinkert der Wirth seiner Gattin zu: „Du, da ist einer und der andere, der kommt nicht nur wegen dem guten Bier und dem ausgezeichneten Mittagstisch — sie mögen Luwise gern angucken."

„Ach" — Frau Jettchen schüttelt den Kopf und ihre Augen haben den dummen Ausdruck, den sie zu bekommen pflegen, wenn sie nachdenkt — „an dem

rothen Ding ist doch wahrhaftig nichts zu finden, und mager ist sie dazu . . ."

„Muß doch wohl was Apartes in ihr sein," meint der ehemalige Lustigmacher und schneidet verstohlen eine halbe Grimasse; er darf um die Welt nicht sagen, daß er sich schon selber bei dem Gedanken ertappt hat, worin der eigenthümliche Reiz besteht, den das Mädchen ausübt. — „Wenn nur kein anderer Wirth kommt und sie uns abspenstig macht!"

„Geschwätz", sagt Jettchen, „und Luwise ist viel zu dumm" — aber sie kauft ihr an demselben Tage ein neues Kleid. „Weil Du Dir Mühe giebst, Mädchen! Bist auch nicht wie andere, die schwatzen mit den Herren und lassen sich Dummheiten vormachen."

Das Publikum im Keller „zur Tafelrunde" ist ein sehr buntes. Da sind kleine Beamte, ehrsame Handwerker, die es schon zu etwas gebracht haben, junge Kaufleute, die sparen wollen beim Essen, Polytechniker, die wacker zechen — sie loben alles, was der sorgsame Wirth bietet, und sie gucken sämmtlich mit Wohlgefallen nach der jungen Kellnerin, die so unbewußt anmuthig ist. —

Es ist ein nebliger Oktobermorgen; die Stufen, welche zu dem Bierkeller hinabführen, sind naß, die

Thür steht offen, um etwas Luft einzulassen, den Fenstern nachzuhelfen, denn noch ist kein Verkehr. Kalter Tabak- und Biergeruch erfüllt den Raum, der verliert sich nie. Der kleine Kellner hat gefegt und rückt nun die Stühle zurecht; Luwise wischt den Staub und schüttet die Cigarrenasche fort, hinter dem Buffet hantirt der Wirth mit den Gläsern, Frau Jettchen sitzt in dem kleinen Nebenraume, welcher auch am Tage mit Gas beleuchtet werden muß, und putzt Gemüse; ihr Kind plappert dazu — das dünne, lustige Stimmchen hört man ab und an, wenn das Straßengeräusch nicht zu laut eindringt.

Luwise schüttelt das Tuch aus, sie blickt dabei in das Nebelgeriesel — und sonderbar, lange, lange hat sie sich des Herbstmorgens nicht erinnert, der ihr jetzt plötzlich in das Gedächtniß zurückkommt - desjenigen, an welchem sie mit der Gesellschaft den Ort verlassen hat, an dem Rabelli verunglückte. So trübe, so feucht, so fröstelnd wars — sie zieht die schmalen Schultern zusammen — es ist wie ein Schauder, der über sie hinläuft. Den Kirchthurm sieht sie im Geiste, auf dem die klagende Glocke hing, die Umrisse der Berge, das Tannengrün und die bunte Herbstfarbe der Laubhölzer — mit verschwimmenden Thränen, mit tiefem Weh in der jungen Brust hat sie zurückgesehen, hinter

dem Wagen langsam herwandernd — bis alles verschwunden war.

Sie schlief in der Nacht nach der Begegnung mit dem Doktor nicht — es war so eng und heiß in dem Raume, in welchem die lauten Schnarchtöne der blonden Frau erklangen, ihre Lagerstätte glühte, ihr eigener Körper. Zweimal stand sie auf und schlich nach der Thür, sie wollte ins Freie — aber sie wagte es nicht, aus Furcht, die Frau zu stören.

So kam der sonnengoldene Morgen — Thauperlen hingen an den Gräsern, es war frisch, aber die reine Luft that ihr gut. Sie war die erste draußen — sie hatte ihr Kleid angezogen, ein graues, schmuckloses, denn für den Tagesbedarf sah Frau Jettchen nur auf das Haltbare — und das schien ihr garnicht zu den Farben und der Freude ringsum zu passen.

Während die Mutter ihr Kind weckte, schlich sie herbei und suchte bunte Stoffe hervor; da war eine farbige Schärpe — sie schlang sie um die Taille. In dem kleinen Spiegel betrachtete sie ihr Haar — sie ließ es in zwei Zöpfen über die Achseln hinabfallen — so würde er's wohl gern sehen. Und sie beschattete die Augen mit der Hand und lugte nach der Uhr im Kirchthurm aus. Noch so früh — wann er wohl kommen würde? Ihrethalben kam ein Mensch daher,

den Pfad zwischen den Gärten her, welchen sie als den nächsten kannte. Sie sang mit heller Stimme einen Gassenhauer, den sie auf den Märkten um sich her vernommen — „Auf der grünen Wiese" — sie sang ihn gedankenlos — plötzlich stockte sie, roth übergossen — „liebst Du mich, Luwise — ja hat sie gesagt." Wer hatte denn das nur gewußt und eine Melodie dazu gesucht — wer nur?

Frau Jettchen rief ihr zu, den Kaffee zu besorgen; sie lachte, that viel verkehrte Handreichungen und lachte wieder, als die Frau zankte.

Ja, sie war ihm gut, tausendmal gut, dafür gab es keine Zahl und kein Maß. Wie ihr Herz schlug.

Die Sonne kam höher herauf, und es wurde sehr schnell Mittag. Snips und die Frau standen viel zusammen und beriethen, Henrich schnürte ein Bündel, er wollte sich wohl gar schon aus dem Staube machen.

Sie aß nicht. Snips zerrte sie an dem einen Zopf und sagte: „Sie ist verrückt oder verliebt — aber in wen denn auch nur? In den schiefen Hirten am Ende, der drüben bei den Schafen steht?"

Nach dem Essen meinte Henrich: „Ich will keine Zeit verlieren und fort."

Frau Jettchen gab ihm gute Lehren, Snips so viel Geld, daß er eine Eisenbahnfahrt in die nächste

große Stadt bezahlen konnte. „Da mußt Du weiter sehen."

„Ich soll Dich nicht holen, wenn es mir gut geht?" fragte der lange Junge.

Wiwi hatte denselben treuherzigen Ausdruck noch wie vor Jahren.

„Sei doch nicht närrisch!" Sie reichte ihm die Hand, als er eine kleine Strecke entfernt war, guckte er sich nochmals um. Joko schrie, er ahnte, daß er seinen besten Freund verlieren solle — ihr hämmerte das Blut in Schläfen und Herzen — es war so schwer, zu warten.

Und die Sonne war nahe am Untergehen, da ertrug sie's nicht länger — sie schlüpfte davon. Bei jedem ihrer raschen Schritte flatterte die bunte Schärpe; der Kies knirschte, sie verscheuchte eine junge Katze, die auf einen Vogel lauerte — dann war sie an dem hellen Wasser. Wie das plätscherte! Aber sie hatte diesmal keine Zeit, hineinzublicken — „Ich komme zu Dir oder Du zu mir" — so hatte er gesagt. Vielleicht hatte er auch schon gewartet — sie legte die Hand aufs Herz! Ein Fieber war in ihr — sie sehnte sich nach dem Munde, der sie geküßt, nach der Brust, an der sie geruht — zum ersten Male in ihrem jungen, nüchternen Leben war ein warmes Gefühl über sie

hineingefluthet, und sie gab sich der Empfindung mit all der Ursprünglichkeit eines Naturkindes hin — küssen, nur küssen wollte sie und in die freundlichen, braunen Augen sehen, die in die ihrigen geschaut hatten. —

Seit Wiwi aus den kurzen Tüllröcken gestiegen ist und die flitterbesetzten Mieder abgelegt hat, hat sie manches gelernt — sie weiß jetzt, daß es eine Gewohnheit der Männer ist, den Mädchen nachzustellen, daß Blicke und Worte als Zielgeschosse dienen — sie war damals ohne Ahnung, daß sie in ihrer Nachgiebigkeit den Liebkosungen des hübschen, jungen Mannes gegenüber wider Sitte und Anstand verstieß, daß sie nun einen Weg ging, der nicht der rechte war. —

Eine wilde rothe Hagebutte war sie am Strauch, dahangend für den Vorübergehenden, den Zufall — in Wind und Sonnenschein und Regen. Da war der Garten mit den Sonnenblumen, die sie gestern so lockend, so begehrenswerth gefunden — ah, jetzt hatte sie ganz andere Wünsche! Sie lehnte sich an den Zaun — aus dem Schornstein des Hauses stieg ein ganz leiser Rauch auf, kerzengrade in die Luft.

Er mußte bald kommen, sie faltete ergeben die Hände und blickte von Zeit zu Zeit den Rauchwölkchen nach. Aus dem Nachbargärtchen trat eine Magd mit klappernden Eimern, stieg über den Damm zum Wasser,

füllte sie und trug sie wieder in den Garten hinab — sie sprengte Wäsche. Als sie zum dritten Male vorüberkam, wandte sie den Kopf nach ihr.

„Was machen Sie denn da?“ fragte sie mehr gutmüthig.

„Ich warte.“

„Das ist langweilig,“ sagte sie, ihre Bürde weitertragend.

„Wiwi lächelte. Ihr war's nicht so — wenn sie noch lange, lange dastehen mußte, was thats? — Wenn er überhaupt noch kam — Tag nnd Nacht könnte sie so harren, sie wußte nicht, daß es etwas auf der Welt gäbe, was sie ihm nicht zu Liebe thun könnte.

Nach einer Weile guckte das rothe Gesicht der Magd sie wieder an, sie schaukelte die leeren Eimer an der Trage.

„Wenn's den Doctors gelten soll, die sind alle beide fortgefahren heute Mittag — mit 'ner lustigen Gesellschaft, Partie nennen sie das hier. Gehen Sie man am Ende mal in's Haus und fragen, wann sie wiederkommen — das kann spät werden, das kann manchmal einer garnicht abwarten“ — sie war eine Heimische und sah der Anderen das Fremde an —, „namentlich wenn man von auswärts gekommen ist.“

„O doch — doch!“ flüsterte Wiwi.

Die Braune zuckte die vollen Achseln und ging davon, ihr Tagewerk war fertig. Aber sie warf jetzt einen mißtrauischen Blick auf die Beharrliche und ihre Wäsche und schloß das Thürchen mit doppelter Vorsicht und ganz überflüssigem Geräusch.

Zu Wiwi herüber drängte der immer stärker werdende Blumenduft — sie athmete ihn mit zitternden Nasenflügeln ein, sie lächelte, um die Beklommenheit los zu werden, die sich über sie legte.

Er würde ja kommen, sie wußte es sicher, ganz gewiß! Und sie zuckte zusammen, es war ihr plötzlich, als hörte sie seine weiche, flüsternde Stimme wieder.

Das war ja gar nichts, auf einen, dem man gut ist, warten — gar nichts.

Ihre Finger schlangen sich in einander und lösten sich wieder — sie bewegte und beugte den Kopf bald rechts, bald links. Aus der Ferne klangen Stimmen spielender Kinder, dann mal das dumpfe Rollen eines Wagens, ab und an schlug auch die Thurmuhr — sie zählte nicht. Wenn er nur erst da war, so würde das Warten gar nichts gewesen sein! Und wenn er erst da ist, was dann? Sein Arm würde sie wieder umschlingen, ihr Kopf würde einen Halt finden an seiner Brust, wie gestern. Und mehr noch, sie würde beide

Arme um seinen Hals legen und ihm sagen, freiwillig, um was er gestern fragte: „Ich bin Dir gut — zum Sterben gut."

Ein Wagen rollt heran, sie hob sich auf den Zehenspitzen, um besser auslugen zu können — fröhliche Stimmen klangen herüber, Damen und Herren waren's. Er bog auf der Fahrstraße herein, wandte sich der Einfahrt zu — sie duckte sich instinctiv, als dürfe sie nicht auf ihrem Lauscherposten bemerkt werden. Jenseit des Gartens rollte er hin — über die Blumen herüber sah sie ihn, er lenkte das Gefährt.

Nun würde er bald kommen, nun wußte sie, warum sie den ganzen Tag hatte warten müssen. Sie hatten ihn eben nicht fortgelassen. Sie ballte mit einer Verwünschung die Hand gegen die Unbekannten. Und wieder verging eine lange Zeit, dann knarrte dort unten eine Thür — aus dem pavillonartigen Hintergebäude traten Leute heraus, eine alte Dame, die sich auf den Arm eines jungen Mädchens stützte; ein anderes Paar — er und eine kleine Gestalt, zierlich, schwarzlockig, beweglich trippelte sie neben ihm her und sah zu ihm empor.

Wiwi umfaßte mit beiden Händen eine Planke des Holzzaunes und lugte hinab. Sie sah ihn, das war schon etwas; wenn sie näher kommen, würde sie

auch seine Stimme hören. Und dann — endlich mußte er schon heraustreten zu ihr.

Die Vier wanderten in den Wegen auf und nieder.

„Philipp," sagte die weißhaarige Matrone, „es werden doch nicht wieder Blumen abgerissen sein? Unsere schönen Rosen?"

„Nein, Großmama."

Wiwi kniete geräuschlos nieder und schob das blasse Gesicht hart an die Zaunlücke — so konnte sie besser sehen und hören.

Er reichte dem schönen Mädchen an seiner Seite eine halb erblühte Rose. „Fräulein Lydia, Sie sollten sich etwas mit der Blumensprache beschäftigen . . ."

„Wirklich?" Und sie lachte silberhell. „Eine ganz bequeme Art für Euch Herren der Schöpfung — vielsagend manchmal und doch nichts gesagt."

„Sie sind grausam!"

„Nur ein wenig hellsehend!"

„Dann müssen Sie ja ohne Hilfsmittel wissen . . ."

„Was denn?" Sie drehte ihm das muthwillige Gesicht zu und schlug die funkelnden Augen voll zu ihm auf.

„Daß ich Ihnen gut bin — sehr gut — Sie liebenswürdige Zauberin!" und er fing ihr zum Protest

erhobenes Händchen und führte es an seine Lippen, immer wieder.

„Sie sind gewaltthätig," sagte sie.

Wie ein langgezogener, schmerzlicher Seufzer tönte es durch die Abendluft über das Paar hin.

Wiwi hatte die Zähne tief in die Lippen gegraben, aber er war ihr doch entflohen, der schmerzliche Laut.

„Was war das?" fragte die kleine Dunkellockige. „Das klang so traurig — wie ein schwerer Seufzer!"

„Nichts," flüsterte er, sich tiefer zu ihr hinabbeugend, — „mein Herz klopft! o daß Sie wüßten, was Sie ihm angethan, dem armen Herzen!"

Die alte Dame rief. Es sei kühl, sagte man da unten. — Ja, kühl, eisig wars auch in Wiwis Adern geworden.

Sie hatte noch eine Zeit lang auf den Knieen gelegen, hinuntergestarrt in den verlassenen Garten — sie wußte, er würde heute nicht mehr kommen und nie mehr. Endlich schwankte sie davon, mühsam, vorsichtig den Steinen ausweichend, als schmerze sie jede Berührung an ihren müden Füßen.

Die Sterne hatten sich hinter Wolken verkrochen.

Neben den Wagen standen Snips und die Directorin. Man fragte gar nicht, wo sie gewesen —

die Beiden hatten so viel mit ihren neuen Plänen zu thun.

Morgen gehts fort! — —

Das war der nebelfeuchte Morgen gewesen, an den Wiwi jetzt erinnert wurde. — Nur ein kurzer Abend und eine traumerfüllte Nacht — dann war das Glück versunken! —

Sie sieht empor in das Straßengewirr, das rollt und hastet aneinander vorbei, große und kleine Gefährte gleiten vorüber, elegante Wagen und Lastfuhrwerke, das schiebt und wogt — der eine braucht viel Platz im Leben, der andere wird beiseite geschoben. — Ein bitterer Zug in dem feinen Gesicht, dann ein begehrliches Aufleuchten in den Blicken — wer einen weichen, behaglichen Platz finden und sich sichern kann, der hat ja Recht.

Sie geht zurück in den Keller und schiebt mechanisch die Gegenstände auf den Tischen hin und her, die Filzplättchen für die Biergläser, die Aschenbecher und Zündhölzer, die Sammelkästen für Cigarrenspitzen.

„Brav, brav, brav!“

Sie blickt auf und sieht ohne Ueberraschung in das Gesicht des ältlichen Mannes — er kommt schon seit Wochen jeden Morgen, nimmt sein Glas Bier und sitzt eine Stunde dabei.

„Gleich, Herr Wakendorf“! sagt sie und will hinüber, ihn zu bedienen.

„Nun, so eilt's ja nicht, Fräulein Luwise — ich gehöre doch nicht zu den ganz Ungeduldigen.“

Ein breites Lächeln gleitet um seinen Mund, hinter den vollen Lippen werden schadhafte, lose stehende Zähne sichtbar. Er ist kurz und gedrungen, sein Haar schon ergraut, durch die Brillengläser gucken listige, begehrliche Augen.

Sie zuckt die Achseln und will vorüber, er legt Hut und Stock auf einen Stuhl und vertritt ihr den Weg. „Wie ungeheuer nett Sie nun wieder aussehen; propper, propper, das sind Sie nu man einmal!“

Er hat den echt hannoverschen Dialekt und Tonfall, ihrem feinen Ohr entgeht nicht das Leiseste.

„Und tüchtig, tüchtig auch man einmal!“ lobt er wieder.

Sie macht ein sehr gleichgiltiges Gesicht — die Redensarten hört sie alle Tage unzählige Male.

Er spielt mit seiner goldenen Uhrkette, die altmodisch, aber schwer ist, und kommt noch etwas näher: „Eigentlich könnten Sie mir auch mal die Hand geben, wie es unter guten Bekannten Mode ist — die sind wir doch, Luwischen?“

Sie reicht ihm die schmalen Finger.

„Nicht mal 'n Ring darauf!" meint er, sie betrachtend.

Als sie die Hand wieder frei hat, geht sie zum Buffet und bringt dann das Bier.

„Na ja, wird wohl schon einer daraufkommen," knüpft er wieder an. „Und wissen Sie, welcher der beste ist —? So 'n runder, den der Pastor dran schiebt."

„Das mag ja wohl sein!" erwidert sie gleichgiltig.

„Ja doch, ja doch" — er blinzelt schlau —, „damit setzt man sich in ein warmes Nest. Nämlich, wenn man klug ist. Und klug, sozusagen verständig sind Sie, Luwischen!"

„Ich habe nie darüber nachgedacht, Herr Wakendorf, ob ich das bin!"

Er lacht. „Sieh doch, sieh doch — das ist nun wieder solch 'ne Antwort, wie sie mir gefällt. Ne, wahrhaftig, wahrhaftig, daran hab ich nun meinen Spaß!"

Und er kommt ganz nahe und seine Blicke streifen die schlanke, jungfräuliche Gestalt mit einem eigenthümlichen Behagen.

Sie fährt prüfend über ihre rothen Zöpfe, sie hat sie heute recht eilig flechten müssen, denn die Frau ruft

sie immer mit Vorliebe sehr frühzeitig, wenn auch noch wenig gethan werden kann, und sie hatte ein bißchen lange geschlafen. Sie schläft so gern. Allerhand Reden und Gesprächsbruchtheile hört sie täglich, die Gäste, welche sich persönlich oder vom Ansehen kennen, fallen über einander her.

Von dem da sagen einige, daß er weit wohlhabender ist als er thut, daß er sein Schäfchen im Trocknen hat — aber redlich nennen sie die Art und Weise nicht, in der er seine Geschäfte gemacht hat — Wucherer, Halsabschneider.

Sie denkt über die Worte nach und hat doch kein richtiges Verständniß dafür.

„Warum denn so still?“ flüstert er zärtlich, „so'n junges Ding muß lustig sein!“

„Immer kann man das nicht — auch die Vögel schweigen mal und die Windmühlen stehen still.“

„Ih, ih, ih — das ist wieder 'ne Antwort! Köstlich, köstlich!“

Ein anderer Gast tritt ein, sie bedient ihn. Nach einer Weile trippelt Wakendorf in die Ecke, wo sie Teller nachreibt.

„Handlich, immer fleißig, das seh ich gern. Luwischen, haben Sie denn gar keine Lust, sich zu verändern? Das ist doch kein leichter Posten hier

Wie Sie sind — ich wüßte Ihnen 'ne Stelle bei 'nem einzelnen Herrn — gut, nicht viel zu thun — er würde mit Ihnen ausgehen, so 'ne Art Onkel und Nichte — könnte Sie das nicht verlocken?"

„Nein!" Sie schüttelt den rothen Kopf. „Ich habe es hier ja auch gut."

„Sie sind eine Waise?" sagt Wakendorf.

„Ja!"

„Ohne Anhang?"

„Ohne Anhang!" wiederholt sie und läßt den Kopf nur etwas tiefer sinken.

Er geht einige Male in dem Raume auf und ab, dann ist er wieder an ihrer Seite.

„Luwischen, Sie wollen nicht?"

„Nein!" Sie sieht über die Finger hin, an denen er vorhin das Fehlen eines jeden Schmuckes bemerkt hat, und dann blinzelt sie übermüthig unter den langen Wimpern empor. „Sie meinten ja doch, ich wäre verständig! Wissen Sie was? Ich gehe nicht anders hier von meinen Pflegeeltern fort, als bis mir einer so'n Ring auf den Finger schiebt — Sie wissen ja!"

„Sieh, sieh, sieh!" — Es ist ein krächzendes Lachen, das der kurze dicke Mann hören läßt. — „Ei, ei, ei!"

„Und Sie, Herr Wakendorf, von Ihnen sagen ja die Leute, Sie brächten Heirathen zusammen!“

„Sieh mal an, sieh mal an,“ schmunzelt er.

Sie biegt den Oberkörper hin und her, die Arme in die Seiten gestemmt — das ist noch eine Gewohnheit aus dem Circus.

„So suchen Sie mir auch mal einen!“

Er reibt seine Hände. „Verwünscht gescheit, Luwischen! Na, wenn ich wen hätte?“

„Dann sagen Sie's!“ Und nun kommt eine halbe Wendung, das Lächeln liegt auf ihrem Gesicht, mit dem sie ehemals ringsum grüßte.

Sie ist größer als er, er hebt sich auf den Fußspitzen, um ihr Ohr zu erreichen. Sein heißer Athem streift ihre Wange, sie weicht ein wenig zurück, aber sie hört doch seine Worte: „Wenn ich's nun selber wäre — Luwischen, ich selber?“

„Sie — selber!“

Blaß bis in die Lippen wird sie, und es ist, als schaudert sie zusammen wie vorhin, als die naßkalte Morgenluft ihr in das Gesicht schlug. Das ist ein schlechter Spaß, den er da mit ihr treibt, ihre Hand ballt sich, sie könnte nach ihm schlagen. Der häßliche Mensch, von dem die andern so schlecht reden, erlaubt sich das! Und keiner ist da, sie zu beschützen — wer

sollte es auch! Frau Jettchen und Herr Thiede verlangen immer gleiche Freundlichkeit von ihr den Gästen gegenüber — und sie — sie will und darf nicht zurückdenken an die Vergangenheit, sie leugnet sie zuweilen vor sich selber, sie belügt sich mit den Märchen, welche die anderen erfinden. Dann wendet sie sich langsam von ihm ab. „Das — glaube ich — nicht!"

„Natürlich, sie staunt, erschrickt über das unerhörte Glück," denkt er, und ihm tritt das Blut in den Kopf.

„Kind, wenn ich es sage, so ist es mein Ernst! Meine erste Frau habe ich gut behandelt, und allein mag ich nicht mehr sein. Warum soll ich denn nicht" — er hascht nach ihrer Hand, aber dieselbe fällt in dem Augenblicke schlaff hinab in die Falten ihres Kleides — „nur eine nehmen, die mir gefällt — ich bin noch nicht alt, Luwischen, ich kann noch ganz lustig sein . . ."

Da drüben wird nach ihr gerufen. Sie huscht davon, Wakendorf blickt ihr nach und streicht mit der Hand über seine spärlichen Haare.

„Ja, warum soll ich nicht! Man braucht was für seine alten Tage — und sie — ach, Du lieber Gott, die wird schon mit beiden Händen zugreifen, die ist nichts gewohnt als Arbeit — das kennt keine Ansprüche . . ."

Als Luwise einige Zeit später — die Leute kommen und gehen jetzt — an das Buffet tritt, fragt Theodor Thiede: „Na — der alte hat sich ja mal sonderbar diesen Morgen, der kommt gar nicht zu Ende mit seinem einen Schoppen . . .“

Sie legt gebrauchte Gläser in das Spülgefäß.

„Er hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden will!“

„Ne, Mädchen — ne!“

Aber der Ernst auf ihrem zarten Gesicht hat doch etwas Ueberzeugendes.

„Du — den —!“ Er schneidet ein Gesicht, das früher bei den Vorstellungen das Jauchzen der Menge hervorrief. „Ne, so'n Glück! Der hat was! Na denn kannst Du uns mal raushelfen — nämlich, ein ordentliches Hotel muß ich noch mal haben, das ist mein höchster Wunsch.“

Sie glättet ihre Schürze.

„Ja habe ich noch nicht gesagt!“

„Aber wirst es doch! Mädchen, Du wärst sonst rein des Teufels — solch 'n Glück wird Dir nicht wieder geboten.“ — Und er schlüpft zu seiner Frau hin, ihr die Nachricht mitzutheilen.

Wakendorf bestellt das zweite Glas Bier und blickt dem Mädchen in die großen, ernsten Augen; sie

hat die Lippen festgeschlossen. Er beobachtet sie, wie sie hin und her geht, alles an ihr ist so beweglich, so frisch, er denkt an eine junge Birke, die sich im Morgenwind bewegt, an eine Eidechse, die geräuschlos unter Steingeröll schlüpft.

Er weiß wohl, daß ers nicht allein ist, welcher Gefallen an ihr findet, und es hat ihn plötzlich mit Angst überkommen, daß irgend ein junger Fant ihm zuvorkommen könnte.

Nun ist dem ja vorgebeugt — sie wird mit den beiden kleinen Händen zugreifen. Und die sollen ihm das Dasein dann recht behaglich machen. Von den gefährlichen Geschäften will er sich nach und nach zurückziehen. Wenn er sein Mittagsschläfchen hält, werden die schlanken Finger ihm die Schlummerrolle in den Nacken schieben — sie wird ihm seine Lieblingsgerichte kochen — das ist alles besser als bezahlte Hände. Und wenn er Launen hat, nun, so muß sie solche auch tragen und kann ihm den Dienst nicht kündigen! Geht er aber mit ihr aus, so sollen sich die Leute wundern — der Wakendorf mit der hübschen Frau — guckt nur, ja, das ist einer!

Hinter dem Buffet zieht die Wirthin das junge Mädchen mit einer energischen Bewegung zu sich in den kleinen Verschlag, wo Kohlköpfe liegen.

„Mädchen, Du wirst doch Ja sagen?“ raunt sie mit heiserer Stimme und hochrothen Wangen. „Das wäre doch geradezu sündhaft, das bist Du uns schon schuldig!“

Keine Antwort, und darum wird sie noch erregter. „Was haben wir an Dir gethan, das bedenke nur auch! Und kannst nun Dein eigener Herr werden und gegen uns dankbar sein!“ — Sie wird ganz wehmüthig. — „Mir sollte so was geboten sein — ein gesetzter Mensch! Ja, ich sage, da fällt Dir 'ne ordentliche Existenz doch gerade vor die Füße. Ein Dienstmädchen muß er Dir halten und Du kannst Dich aufs Sopha setzen und kannst Napfkuchen essen — und wenn ich mal komme, dann mußt Du mir Waffeln backen nach meinem Recept. Und was Du Dir wirst für Kleider kaufen können — so ältere Männer sind immer nachgiebiger . . .“

Die Köchin steckt den Kopf herein und fragt nach dem Kohl und Frau Jettchen muß seufzend die verlorenen Minuten nachholen und hat dazu die bange Sorge auf dem Herzen, ob ihre Ermahnungen auch gewirkt haben, denn das Mädchen ist trotzdem still geblieben.

Als Luwise aber den nächsten Tisch bedient, da kommt ihr der Gedanke, daß sie so lange schlafen

kann, wie sie will, wenn Jette sie nicht mehr rufen kann, und wenn sie nicht mehr auf das Klopfen der Gläser achten müßte, das würde einmal eine Wohlthat sein —!

„Geld soll er haben, viel Geld“, flüstert Thiede im Vorübergehen und macht eine ermuthigende Miene. Sie ist gerade in der Nähe der Eingangsthür mit dem Transparent, als ein Gast rasch die paar Stufen herunterkommt und sie weit offen läßt.

„Da ist was zu sehen, nebenan — besonders für Frauenzimmer. Ne große Hochzeit! Man 'ran Luwischen! Nee, Frau Thiede, das müssen Sie auch sehen! Soviel Zeit können Sie sich gönnen!“

Aber auch die anwesenden Männer drängen sich herbei und recken die Hälse.

„Wer is es denn?“

„Die Banquierstochter natürlich!“

„Wakendorf, was kriegt denn die mit?“ ruft ein anderer. „Sie müssen es wissen, Sie bringen ja selber Verlobungen zu Stande — kundschaften die reichen Partien aus und machen die Herren aufmerksam, gehört somit zu Ihren Nebengeschäften!“

Er schiebt sich langsam heran, legt die Hand über die Augen und guckt hinaus.

„Die bringt soviel mit, das läßt sich gar nicht zählen.“

„Wen kriegt sie denn?“

„'Nen Doctor, 'nen jungen, hübschen Menschen, der sich hier niederläßt. Dem wird's Nest gemacht, da muß alles 'ran, und in zwei Jahren hat er Ruf. Nimmt sie natürlich ums Geld und die Kundschaft dazu! Doctor Philipp Mollhagen, Specialist, Frauen- und Kinderarzt, ein großes Schild hat er schon, zehn Häuser weiter — gute Lage — Unbemittelte erhalten umsonst Rath und Hilfe! So wird's gemacht — kenne das!“

Die Zuhörer lachen über seinen Eifer, der Wirth macht ihm eine anerkennende Verbeugung, stößt seinen Nebenmann und sagt: „Ja, ja, Herr Wakendorf kennt alle Verhältnisse — das muß man ihm lassen.“

Die Wagen, welche die Hochzeitsgäste nach der Kirche bringen sollen, rollen nach einander vor.

„Da sind die Eltern!“

„Herrjeh, das Sammtkleid, das steht ja alleine — und was die Blitzriges an sich hat! Das sind wohl Demanten?“ meint die Kellerwirthin.

„Ein paar Häuser könnte sich unsereiner dafür bauen,“ lacht ein Commissionär, „nämlich, wenn er die Steinchen hätte!“

„Echt, echt, echt!“ sagt Wakendorf, der auch ein kleines Pfandgeschäft betreibt.

„Der Alte sieht gar nicht vergnügt aus und die Mutter hat geweint!“

„Thun sie doch alle!“

„Na, ich kenne zufällig noch wen, der sich heute die Augen halb ausweint, die kleine, hübsche Sängerin, die Urbella — hat ganz sicher gemeint, der Herr Doctor heirathet sie. Ja, es soll nicht Jede Jedem alles glauben,“ sagt ein blasser, junger Mann, der eine Unterbeamtenstellung am Theater hat, und wirft seine Haare zurück, welche die genaue Bekanntschaft mit dem Brenneisen nicht verleugnen.

„Da ist das Brautpaar!“

„Paß nur auf — kannst davon profitiren,“ ermuntert Jettchen und drückt den Arm des jungen Mädchens.

Die Braut schreitet langsam dem Wagen zu, die rauschende, spitzenbedeckte Schleppe wird getragen, ihr Fuß tritt auf Blumen, Schleierwolken umgeben sie, Perlen umschlingen den Hals — das sehen die anderen alles — aber die rothe Wiwi gewahrt davon gar nichts. Sie erblickt nur den hochgewachsenen Mann mit den krausen, braunen Haaren, den schönen Augen dem kecken Bart. — Unter Hunderttausenden hätte sie

ihn herausgekannt, der ihr die Blumen in die Hände gedrückt, sie in seinen Armen gehalten hat, dessen Lippen sie küßten. Sie will schreien, aber sie weiß, das darf sie nicht, sie beißt wie damals die Zähne in die Lippen und ein dumpfer Seufzer wird laut.

„So mager!“ sagt Frau Jettchen und dehnt die rundlichen Glieder, „und so weißblondes Haar — wenn die den Staat nicht anhätte, da wollte ich mal sehen . ! .“

„Für ihr Geld hat sie sich den hübschen Menschen gekauft -- Kunststück!“

Der Wagen rollt davon.

„Nun giebts Durst!“ sagen einige.

Luwise steht noch an die Steinmauer gelehnt, ihre Augen blicken starr nach der Richtung, welche der atlasgepolsterte Wagen genommen, erst ein wiederholter Ruf läßt sie an ihre Pflicht denken. Ihre Füße sind müde und schwer, genau wie an jenem Abend, als sie an dem Zaun gewartet. Nun hat sie ihn wiedergesehen — damals war das Mädchen an seiner Seite klein und dunkelgelockt, heute geht er neben einer blonden . .

Verkauft hat er sich, sagen sie . . .

„Sie stellt die Gläser hin, wie sie verlangt

worden, sie giebt höflich, wie immer, Antwort, wo man sie fragt. — Verkauft hat er sich . . .

„Mach keine Dummheiten,“ mahnt sie Jettchen, „denn jetzt steht Wakendorf drüben auf.“

Verkauft hat sich der — warum soll sie's nicht auch thun? — er hat sich einen weichen Sitz gesichert in dem atlasgepolsterten Wagen. Sie kann von ihm lernen. Gewiß!

„Nun?“ fragt die belegte Stimme, und ein leichtes Räuspern klingt nach.

Sie hebt die großen Augen und läßt sie fest auf seinen unschönen Zügen ruhen.

„Ich habe es hier gut — nur wenn ich es besser haben kann“ — sagt sie mit der Bedächtigkeit eines Menschen, der einen Handel abschließt.

Ihn überkommt eine Angst — erst hat er versuchen wollen, das Mädchen so in sein Haus zu bringen, das war weniger riskant. Aber die ist schlau . . .

Wenn er hier in dem Halbdunkel saß und plante — um das Bier kam er ja nicht, das war zu den frühen Stunden weniger gut — und sie glitt umher, da erfaßte ihn ein eigener Taumel. Jetzt kommt eine Angst, daß sein Wunsch scheitern soll.

„Gut, beneidenswerth gut, mein Herzchen!“ betheuert er hastig.

Sie reckt die geschmeidigen Glieder.

„Ich bin jung — und Sie sind beinah schon alt, etwas muß doch auch da sein, um das ich's thue.“

Seine Selbstgefälligkeit weicht diesem festen Tone, der über die frischen Lippen kommt, ein Staunen wird daraus. So viel Klugheit hat er doch dem jungen Geschöpf kaum zugetraut. Aber er ist schon lange in sie verliebt gewesen, er hat nicht umsonst seine Morgenstunden hier in ihrer Nähe zugebracht, es hat ihn immer wieder nach dem kleinen Keller, zu den runden Tischen getrieben — da half nichts, er ist sich jetzt ganz klar!

„Komm“, sagt er und legt den Arm um ihre Taille, „nun können sie es alle wissen, daß aus uns ein Paar wird!“

Sie geht neben ihm her, ihr Gang ist so müde, als habe sie einen Weg gemacht, sie sieht älter geworden aus, hart und kalt blicken ihre Augen.

Einige Schritte, bevor sie die Pflege-Eltern erreicht haben, bleibt sie stehen.

„Wenn wir mit einander aus der Kirche kommen, so heiße ich Luisa,“ sagt sie.

So hat sie eine feine junge Frau im Vorüber-

gehen auf der Straße von ihrem Manne nennen hören.

„Das Wieschen" hat seine Zeit gehabt und die „rothe Wiwi" und die dienende „Luwise".

„Meinetwegen", sagt er, „das eine spricht sich wie das andere." Sie denkt, was geht es ihn an, daß sie nicht an das erinnert sein mag, was hinter ihr liegt.

„Luisa heißt sie jetzt," ruft Herr Wakendorf dem Wirthspaar zu, „wir sind für das Feine, und das kann sie jetzt davon haben, denn sie wird meine Frau!"

* *
*

In der Osterstraße in Hannover steht ein seltsames, altes Haus mit vielen Stockwerken und einer glänzenden Backsteinfaçade. Es hat im Erdgeschoß je drei schmale, kleine Fenster zur Seite der Hausthür — der Giebel im dritten Stock zählt nur eins. Das Volk findet den dreihundert Jahre zählenden Bau altmodisch und häßlich, Architekten finden ihn interessant und Maler bilden ihn ab. In ungeheuerer Tiefe dehnt sich das Haus nach hinten, und ein Garten stößt daran.

Es ist im Besitze Heinrich Wakendorf's, der sich für seine vielartigen Geschäfte die Gesammtbezeichnung Kaufmann zugelegt hat.

Rechts ist sein Geschäftszimmer, links der Raum, in welchem seine hübsche, junge Frau sich aufzuhalten pflegt und wo sie ihre Besuche empfängt. Als er sie zuerst in denselben geführt, fand sich darin ein Gemisch altmodischer Mahagoni- und Plüschmöbel vor, große Spiegel, Lederlehnstühle und Rohrsessel — wie sie der Besitzer und seine verstorbene Frau angeschafft, nachdem allgemach die Zeiten besser geworden waren. Bei Lebtagen der ersten Frau waren die Ueberzüge nur dann von den Möbeln gekommen, wenn Großreinmachen gewesen war, auch der altvenetianische Kronleuchter, den einmal ein kleiner Theaterdirektor bei Wakendorf versetzt hatte und den er in seiner wenig kunstverständigem Kundschaft nicht wieder anbringen konnte, wurde dann ebenfalls von seiner Hülle für kurze Zeit befreit. Schien die Sonne dabei durch die schmalen Fenster, so schimmerte und flimmerte es in hundert Farben in den zierlichen Blumengehängen.

Frau Sophie hatte lieber in einem schmalen Hinterstübchen auf dem Lederstuhl gesessen und endlos lange Strümpfe für ihren Gebieter gestrickt. Sie war die Tochter eines Lederhändlers, welcher sein Geschäft an der Ihme, einem Nebenarm der Leine, gehabt. Und hier hinten hofwärts erinnerte sie die dumpfe, modrige Luft an die, welche sie in der Kindheit ge-

athmet. Mit dem kleinen Baarvermögen, das sie ihm zugebracht, hatte Heinrich Wakendorf seine ersten klugen Leihgeschäfte begonnen. Sie war so geräuschlos durch sein Leben gegangen wie über die stets halbdunkle Hausflur, sie war ergeben krank gewesen und still gestorben und hatte ein anständiges Begräbniß gehabt, wie es ihr Wunsch gewesen war.

Zum Empfang der jungen Frau hatte Heinrich Wakendorf sämmtliche Hüllen von den Möbeln nehmen lassen; der erste Reiffrost lag, aber die Sonne stand freundlich am Himmel, und so glänzten und brachen sich auch die Strahlen in den Glasblumen. Er hatte sich in seiner eiteln Verliebtheit den Augenblick vorgestellt, in welchem Luwise hier über die Schwelle treten würde, ganz geblendet von der Behaglichkeit, dem Glanz und dem Gefühl, daß sie nun hier zu Hause sei. Aber sie hatte nur den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, sich rasch umgeschaut und dann vor dem Spiegel das dunkelblaue Kleid geordnet, in welchem sie mit ihrem Manne nach Hause gefahren war. Er hatte sie mit dem vollen Brautstaat heimführen wollen, dem crêmefarbenen Kaschemirgewand, das auch in einer kleinen Schleppe endigte, dem Schleier und dem Kranz, aber sie hatte spöttisch gelacht und war nach dem Hochzeitsessen, das in dem

Keller zur Tafelrunde stattfand und an dem — der praktische Wirth hatte das so eingerichtet -- jeder Stammgast für sein Geld theilnehmen konnte — nach ihrem Dachkämmerchen emporgestiegen, um sich umzukleiden.

Man hatte das junge Paar und den glücklichen Mann oft genug leben lassen und eine gerührt nachsichtige Stimmung war über Wakendorf gekommen.

„So will ich es!" hatte Luwise gesagt, und er widersetzte sich nicht.

„Nun?" hatte er gefragt, „das ist doch was anders als der Aufenthalt im Keller?"

Sie hatte denselben eigenthümlichen Blick gehabt, mit welchem sie seine Werbung angenommen, und in dem gleichen geschäftsmäßigen Tone gesagt: „Wenns nicht besser wäre, würde ich doch nicht mitgekommen sein."

Die Ueberzüge wurden nicht wieder gebraucht; wenn Herr Wakendorf das Hinterstübchen als einen behaglichen Aufenthalt pries, so meinte die junge Frau, er könne ihn ja aufsuchen. Sie blieb auf den weichen Polstermöbeln und dehnte die geschmeidigen Glieder wie ein junges Kätzchen, sie guckte in die Spiegel, zählte die Blumen auf dem Kronleuchter und zog mit der schmalen Fußspitze die Figuren auf dem Teppiche nach.

Ihr Hauswesen besorgte sie musterhaft, ihre Mußestunden brachte sie in dieser träumerischen Selbstvergessenheit hin.

Aber nicht lange, und der röthliche Kopf mit den großen, so sehnsüchtig blickenden Augen wurde an den niederen Fenstern bemerkt — am meisten von den feinen Herren, welche Herr Wakendorf zu seinen Kunden zählte und die ab und an bei sinkendem Tageslicht über den Hausflur in sein Zimmer schlüpften. Man fragte nach ihr, sagte ihm Schmeicheleien, die er selbstgefällig anhörte, man warf so halb verloren den Wunsch hin, der interessanten, schönen Frau seine Aufwartung machen zu dürfen, und ganz beglückt begleitete er den Herrn Lieutenant, den Baron, den Sportsman hinüber. „Sieh mal, Luisa, das ist doch zu freundlich, die Herren wollen Dir guten Tag sagen. Wahrhaftig, Herr Baron, ich bin dankbar für die Ehre! Meine Frau ist es auch — lieber Himmel, Sie müssen verzeihen, sie ist schüchtern, wissen Sie, sehr schüchtern!“

„O, das giebt sich!“ hatte man gesagt und gelächelt, und der Eine hatte ihm cordial auf die Schulter geschlagen: „Sie Glückspilz, Sie, Wakendorf! Das geht ja über all das Glück, das Sie schon gehabt haben mit Ihren ganz famosen Geschäften! Ne, wirklich! Und diese liebenswürdige, anmuthige Schüchtern-

heit, das ist ja gerade, was uns reizen kann! Und wenn Ihnen daran liegt, daß diese schöne, junge Dame, die Sie sich da standesamtlich gesichert haben, ein wenig vergnügter, umgänglicher und ausgelassener wird, so erlauben Sie uns mal ab und an vorzusprechen, da wird sich das schon machen."

Stolz aufgerichtet, die eine kleine Hand in dem Polster des dunkelrothen Armstuhles vergraben, so hatte sie dagestanden, einen hochmüthigen Zug in dem kalten Gesicht. Als sie gegangen waren und Wakendorf, welcher sie mit vielen Bücklingen bis zur Hausthür begleitet hatte, zurückgekehrt war, fand er sie noch in derselben Stellung.

„Luisa, was sagst Du? Ein echter Baron, seine siebenzackige Krone ist ganz echt — wird mal riesig reich, der Vater will nur jetzt keine Schulden mehr bezahlen, aber 'ne vollgiltigere Unterschrift habe ich noch nicht gehabt — und der thut uns die Ehre an!"

„Wenn er Geld von Dir leiht — was will er hier?" hatte sie gefragt.

„Das hast Du nicht verstanden?" — Er war ganz athemlos vor Erregung. — „Gemüthlichen Verkehr will er. Es gefällt ihm bei uns und den Andern auch. Na, nette Menschen sind wir ja Beide."

Sie hatte mit einer fröstelnden Bewegung die Handflächen aneinander gerieben.

„Die Miether in unserem eigenen Hause, Gerichtssecretärs und die Pastorswittwe, wollen nichts mit uns zu thun haben, sie sind nicht wiedergekommen auf unseren Besuch.“

„Neid von den Frauenzimmern auf Dich, hast Dich hier in's warme Nest gesetzt und hast bessere Kleider als sie.“

„Die Nachbarin, die Bäckersfrau und die aus dem Klempnerladen grüßen mich nicht einmal!“

„Ungebildete Menschen, Luisa, zu denen kommt kein Baron und auch kein Lieutenant. Und erst recht schöne Kleider sollst Du haben, gerade erst, damit sich die Anderen ärgern.“ —

Mit der Zeit hat sie sich seine Freigebigkeit zu Nutze gemacht Einmal hat er ihr den eisernen Geldschrank aufschließen müssen, sie hat solch ein Ungethüm im Innern sehen wollen. Vergnüglich hat sie überall umhergetastet und ist auf ein paar Schmuck-Etuis gestoßen. Ringe mit glänzenden Steinen sind darin. „Brillanten wohl gar?“

„Ja,“ hat er zugestanden, „sie können noch zurückgefordert werden, es sind Pfänder.“

Aber sie hat sie schnell auf die Finger geschoben.

„Sie passen alle drei, Wakendorf!“ Seinen Rufnamen nennt sie nie.

„Zwei haben ’ner leibhaftigen Gräfin gehört — die da! Den dritten hat eine Tänzerin versetzt. Der ist der kostbarste.“

„Sehen sie nicht hübsch an meinen Händen aus?“ — sie hat sie ihm gespreizt entgegen gehalten und er hat die Hüllen auf- und zugeschnappt.

„Luisa, was das nun betrifft, Du kannst Dich überall sehen lassen. Neulich sagte der Baron Stensstorp zu dem kleinen Rodewald: ‚Ich möchte eine Wette eingehen, die hat gutes Blut in den Adern. Um die ’rum kann sich was, wie ’ne romantische Geschichte zieh’n.‘ Herzchen, sie glauben nächstens noch, daß Du von Aristokraten abstammst.“

Sie hat das Gesicht nicht erhoben, sondern mit den Ringen gespielt.

„Gieb her, Kind, ich will wieder zuschließen.“

„Das thu’ — die Ringe behalte ich. Warum sollen sie in dem dunkeln Schranke liegen. Zwecklos!“

„Luisa, sie haben den Werth eines kleinen Vermögens.“

„So will ich es aber,“ hat sie gesagt.

Sie hat es auch gelernt, freundlicher auszusehen, wenn ihr Gatte Gäste herüberbringt, sie lacht mit ihnen.

Er ist immer dabei, sitzt selbstgefällig da und hört der Unterhaltung zu, und werden ihm einmal die Schmeicheleien zu deutlich, dann hebt er den Zeigefinger, macht eine scherzhaft drohende Bewegung und sagt: „Nu muß ich man aber mal bitten — nicht zu toll, ne, nicht zu toll!“

Sehr selten erscheint Frau Jettchen. Sie darf dann auch in dem Sopha sitzen und sie bekommt ihre vielgeliebten Waffeln und guten Kaffee dazu — aber so wie sie auftaucht, läßt die junge Frau ihre Ankunft drüben melden, damit Wakendorf die Herren nicht etwa bringt.

Luisa mag nicht mehr zu oft an die Vergangenheit erinnert sein.

Jettchen hat in gebührender Bewunderung vor den Möbeln gestanden und dann die schlanke Gestalt in dem grauen Kleide betrachtet, das so schlicht und und schmucklos an ihr herunterfällt und doch so aussieht, wie — Jettchen Thiede weiß es nicht zu bezeichnen — vornehm kommt ihr hierfür nicht in den Sinn.

„Ne, wenn ich bedenke, was aus 'nem Menschen werden kann!“ Sie ist rundlich und sauber und helläugig, wie immer. „Da kann einer nur den Kopf schütteln, weiter gar nichts! Ja, wenn ich nun man

bedenken will, wie Du zu uns gekommen bist. Schorse hatte Dich an der Hand . . ."

„Sprich lieber nicht davon!" sagt die junge Frau und schiebt ihr den Kuchenteller näher.

„Weiß wohl, das hast Du schon nich gern gemocht, als Wakendorf Ernst machte und Thedor um die Papiere schreiben mußte — der versteht ja Redensarten genug zu machen und hat es denn auch richtig durch die Blume angedeutet, daß Du eine gute Heirath machen könntest, und daß Du am Ende nich gern den Stand Deiner Eltern genannt hättest. Auf den Rücken sind wir aber doch beinah gefallen, als wir gelesen haben, daß Du, Luwise Lüssow, das Kind des verstorbenen Oekonomen Lüssow und seiner ebenfalls verstorbenen Frau Johanne gewesen sein solltest. Da hat sich nun mal der Schreiber beim Bürgermeister 'nen besondern Spaß gemacht, sagt mein guter Thedor. Und was verschlägt denn das auch, die Leute leben nich mehr und wer auf dem Lande drei Fuß Gartenboden und 'ne Ziege hat, der nennt sich schon Oekonom. Daß Deine Mutter todt is, hast Du damit doch auch erfahren. . ."

Luisa antwortet nicht, schiebt die Ringe auf und nieder und streichelt dann dem Röschen über den Kopf.

„Eine Liebe is der andern werth," meint die

Wirthsfrau und sieht mit verständigem Lächeln nach der jungen Frau hinüber. „Ihr habt ja jetzt sehr vornehme Bekanntschaften, sagt Dein Mann. Warum auch nich! Thedor könnte jetzt ein gutes Wirthshaus in Neustadt kaufen, es fehlt uns nich viel“ — sie legt die Hand mit leisem Druck auf die Schulter der neben ihr Sitzenden — „Du, Du vermagst doch was über Deinen Mann . . .“

„Ich will's versuchen,“ entgegnet Luisa und macht eine Bewegung, damit die rothen, rundlichen Finger abgleiten. Sie hat plötzlich eine gehässige Empfindung gegen die ehemalige Circusdirectorin — mit deren behäbiger Gestalt tritt immer die ganze Vergangenheit vor sie hin. Sonst kann sie, wenn ihr Bild ihr aus dem großen Ankleidespiegel zurückgeworfen wird oder wenn sie durch die Räume schreitet, die eine stilvolle Ausstattung bekommen haben, zuweilen glauben, es sei das alles nur ein wüster, häßlicher Traum, was hinter ihr liegt. —

Als Frau Jettchen gegangen — den Rest der beliebten Kuchen hat sie in einer Düte mitgenommen —, schreitet Luisa über den Hausflur, horcht an der Thür ihres Mannes und ruft: „Ich bin's!“

Er ist allein und kommt ihr entgegen.

„Sieh mal an, Kind, Du fürchtest Dich wohl drüben allein?“

Sie giebt keine Antwort, stößt einen tiefen Seufzer aus und sinkt in den weichen, weitarmigen Stuhl, auf welchem Herr Wakendorf seine Opfer Platz nehmen läßt — sie kommen meistens in recht bedrängter Lage zu ihm und sitzen dann da, mit den Tüchern über die von Angstschweiß bedeckten Gesichter wischend.

In diesem Raume sieht es sehr nüchtern aus, schlechte Tapeten, eine rauchgeschwärzte Decke, steife, verbrauchte Möbel, Actenschränke an den Wänden. Hier ist Wakendorf der Mann, welcher genau rechnen muß. Luisa ist nicht gern da, die Luft beklemmt sie, als steckten all die Seufzer d'rin, welche in dem Zimmer schon verhaucht sind, und dann ist sie mit der Zeit auch verfeinert und nervös geworden. Drei laut gehende Uhren sind da, die ticken alle drei zu verschiedener Zeit, die feierliche Empire-Uhr, die zu langsam ist, der geschäftsmäßig genaue Regulator, die kleine Rococo-Stutzuhr, welche hastet.

Allen Besuchern dieses Zimmers ist dies eine Pein — Heinrich Wakendorf hört das seit zwanzig Jahren gewohnte Geräusch gar nicht.

„Jettchen Thiede war da!“

„So! hast ihr wohl die neuen Sachen gezeigt?“

„Nein!“ — sie blickt doch ein wenig unsicher, dann wirft sie aber plötzlich den schimmernden Kopf zurück.

„Du, ich wollte, ich sähe sie gar nicht wieder, nie!“ Und ehe er eine Frage einstreuen kann: „Du hast mich herausgeholt aus der rauchigen Kellerluft. Du hast selber gesagt, ich hätte nicht dahinein gehört — nun sieh, in den Kleidern trägt sie sie mir wieder zu und dann muß ich d'ran denken. Und wer weiß, ob es Deine vornehmen Freunde nicht doch eines Tages erfahren und Dich fragen, ob es wahr ist, daß Deine Frau da in dem Keller jedem, der rief, sein Bier hat bringen müssen! Wie ich dasaß, hörte ich wieder das Stoßen mit den Gläsern. . . .“

„Ja,“ sagt er, „ja,“ und blickt auf seine plumpen Finger.

Sie verschwindet fast in dem großen Stuhle.

„Wenn sie fort wären, Wakendorf, wenn Du sie fortschicken könntest,“ flüstert sie und blinzelt lauernd unter den langen Wimpern hervor.

Er lehnt sich mit dem Rücken an das wurmstichige Stehpult, auf dem alten Rock, welchen er trägt, glänzen die Nähte bei dem Scheine des Gaslichtes.

„Wenn ich ihm helfe nach Neustadt zu kommen, es ist kein schlechtes Geschäft für mich und in den

Ohren liegt er mir schon lange damit!“ sagt er erwägend vor sich hin.

„Das wolltest Du, Wakendorf?“ Es ist, was sie erwartet hat, aber er hat es selbst finden müssen.

Ein Gefühl des Befreitseins kommt über sie, sie lacht plötzlich, springt auf, ballt eine Zeitung zusammen, welche vor ihr liegt, glättet sie dann langsam wieder und setzt hinzu: „Thu' es nur, wir werden uns beide wohler fühlen“ — dann huscht sie hinaus.

6. Kapitel.

Längst nicht mehr nennt Frau Luisa das Giebelhaus häßlich und alt; seit der Historienmaler Paul Eich zu dem kleinen Kreise gehört, der sich in den Zimmern des Erdgeschosses versammelt, hört sie von Kunst, sucht sie eifrig zu lernen, denn sie hat instinctives Verständniß dafür. Immer charakteristischer wird mit Hilfe des Hausfreundes der Rahmen, aus welchem sich ihre Gestalt abhebt, und ihr rother Kopf, ihre ganze Erscheinung dient seinem Pinsel unzählige Male zum Vorwurf. Da hängt an der Mittelwand ihres Zimmers ein Brustbild, schlicht im schwarzen Kleid, das den weißen Hals nur ganz züchtig frei läßt, die Flechten legen sich fest um das kleine, ein wenig geneigte Haupt, der Ausdruck des lieblichen Gesichtes ist ernst, die sehnsüchtigen Augen blicken in's Weite — das ist alles so einfach und von unendlichem Reiz, und dieses Bild hat dem jungen Künstler in München die Medaille eingetragen. Er hat es nicht weiter wandern lassen;

Aufträge sind ihm genug geworden, man hat ihn nach München und Berlin locken wollen, aber er hat vorläufig keine Lust, die Leinestadt zu verlassen. Er fühlt sich wohl da und nirgends wohler als im Banne von Frau Luisa's schönen Augen. Er malt sie als Philippine Welser in altdeutscher Tracht, als Dogaressa in einer Prachtgondel, als moderne Magdalena, die schimmernden Haare weit über ein faltiges, weißes Leinenkleid herabhängend.

Sie hat eine naive Freude an ihrer Schönheit, deren Eigenartigkeit sie nun erst voll begreift, seit sie ihr von der Leinwand entgegentritt. Sie ist jetzt auch klug genug und menschenerfahren, um zu ahnen, daß neben der Begeisterung, welche der Maler für ihre Erscheinung empfindet, den Menschen in ihm ein warmes Interesse belebt. Mit der kühlen Gelassenheit, die in ihrem Wesen liegt, läßt sie das über sich ergehen. Sie stößt nicht ab und sie ermuntert nicht.

Die Geselligkeit ist belebter geworden, die Frauen fehlen zwar, sie bedarf ihrer nicht und die Herren lehnen sie ab. „Wo uns als Stern die schönste Hausfrau strahlt, bedürfen wir der Sternlein nicht," hat der Baron Stensstorp galant gesagt. Sie weiß ja auch, daß sie Fremde nicht brauchen können, seit sie

häufig in dem kleinen Hinterzimmer zu später Stunde spielen. Wakendorf spielt freilich nie, der überwacht nur das harmlose Vergnügen der Andern und hilft da aus, wo die Börsen nicht mehr ergiebig sind.

Wenn der Geist der ehrsamen Frau Sophie noch durch das Haus wandern könnte, wie würde die staunen über die Renaissancepracht des Vorderzimmers, über die Koketterie des Schlafgemaches mit den zeltartigen, blauweißen Draperien, über die Behaglichkeit des getäfelten Hinterstübchens! Wo ihre Stricknadeln klapperten, klingen Geldstücke aufeinander, Champagnerpfropfen fliegen gegen die Decke. — Es ist ein December-Abend Der Graf Warin, der Lieutenant Rodewald und der junge Uhlstädt, der Sohn eines Rittergutsbesitzers, stehen und sitzen in dem Vorderzimmer herum. Die Unterhaltung ist ein wenig einsilbig; die Herren kommen von einem Diner und warten nun auf ihr „kleines, fröhliches Spielchen“, das sie für die ausgestandene Langeweile entschädigen soll. Wakendorf wandert, immer Bücklinge machend, von einem zum andern, spricht vom Wetter, vom nahen Weihnachtsfeste, von der Theuerung — man antwortet höflich, zerstreut, der kleine Uhlstädt hat einen Pfauenfächer vom Gesimse des großen Kachelofens genommen und gähnt dahinter. Wenn die Hausfrau nicht drüben

in der Ecke auf dem etwas erhöhten Sitz zu erblicken wäre, würde er seine Ungeduld kaum versteckt haben.

„Warten — sehr langweilig — äußerst langweilig!“ bringt er endlich hervor.

„Warum denn auch nur?“

„Stensstorp will einen Bekannten einführen,“ antwortet Warin. „Das konnte man ihm doch nicht abschlagen. Und wen der zuführt, dafür ist garantirt, der sorgt für fidele und fähige Leute, die ihr Jeuchen über Alles stellen, wie wir!“

„Wie wir!“ bestätigt der Lieutenant und betrachtet eine Bronzefigur, die Peter Vischer von Nürnberg vorstellt und die er für die Gestalt eines Faßbinders hält.

Der Graf neigt sein kahles Haupt so vor, daß der Lichtschein gerade darüber hingleitet.

„In dem verwünscht langweiligen Nest hier muß man ja noch froh sein, wenn man frische Elemente findet,“ bemerkt er.

„Schauderhaft tugendhaft, ja!“ sagt der kleine Lieutenant mit einer Siegermiene. „Alles! schauderhaft!“

„Namen,“ lispelt Uhlstädt, „müßten doch vorher bekannt gegeben werden — so zu sagen — orientiren. Kann nie vorsichtig genug sein!“

Ein sehr hochmüthiger Blick des Aristokraten

gleitet über die geknickte Gestalt hin. „Uhlstädt's Vater ist ein Getreidehändler gewesen und die Millionen desselben machen den Sohn „möglich."

„Hm! ja . . .", und damit wendet sich der Graf zu dem Lieutenant.

„Stensstorp hat mich gefragt — es ist ein Arzt, dessen Name guten Klang hat, ich vergaß ihn aber, wie gewöhnlich. Lebt in sehr beengenden, philiströsen Kreisen, die Frau reich und langweilig, lieber Himmel, wenn man die Weiber so ziemlich satt hat, bleibt nur die Karte. Wir machen Alle diese Erfahrung."

„Satt, ja, ein falsches Geschlecht," declamirt der Lieutenant, „satt . . ."

„Na, na, na! Für wie lange?"

„Für immer!"

Der Graf lacht. „Schwören lasse ich Sie nicht — aber zu wetten bin ich bereit. Die kleine Tänzerin Wanda hat Sie abfallen lassen . . ."

„Tugendhaft, schauderhaft tugendhaft!" betheuert Rodewald.

„Wetten, in drei Tagen hungern Sie bereits wieder nach Abenteuern; 'nen Korb Pommery? — Topp!"

„Wette natürlich mit!" sagt Uhlstädt.

Der Maler hat sich einen Schemel genommen und blickt zu Luisa auf.

„Weihnachten, verehrte Frau," sagt er, „das ist doch ein Zauberwort, das uns Alle zurückversetzt in die glückliche Kindheit. Da ist der Lichterglanz wieder und die lieben, lächelnden Gesichter der Eltern. Ich bin in einem schlichten Pfarrhaus groß geworden, — dort war jedes Fest natürlich noch besonders erhöht und feierlich. Aber ich meine, auch in die ärmste Hütte muß an dem Abend Poesie und Freude Einzug gehalten haben."

Er ist ein hübscher, jugendfrischer Mensch von neunundzwanzig Jahren, er hat dunkle Haare und gute, graue Augen. Man hat anfangen wollen, ihn zu verwöhnen, die Frauen besonders, aber er ist seinen eignen Weg gegangen und es kümmert ihn nicht, wenn man beginnt, ihn einen Sonderling zu heißen.

„Aber — Sie antworten ja gar nicht!" ruft er plötzlich.

„Ich höre zu — und das ist noch besser!" gibt sie zurück.

„Und wissen Sie, daß ich mich immer noch freue, nicht in der Jugend verwöhnt gewesen zu sein? Sehen Sie doch, welche Geschöpfe das zeitigt!" — Er weist verstohlen auf den jungen Menschen hin, der blaß,

geckenhaft, auffallend in der Kleidung da sitzt und dumm und gelangweilt aussieht — die Augenlider hat er halb geschlossen. „Verdient dergleichen nur, die Schönheit unserer Gotteswelt zu sehen? Oder zum Beispiel Sie zu sehen?"

Sie macht keine Bewegung, er blickt sie an, fast fürchtend, daß er sie erzürnt.

„Vielleicht aber — verzeihen Sie — hat es der Zufall gewollt, daß Sie recht verwöhnt wurden in der Kindheit. Und die Damen, die kleinen Mädchen dürfen ja auch am Ende dieses Vorrechtes unbeschadeter theilhaftig werden. An eins werden wir uns gewiß aber gemeinsam erinnern dürfen, an die große Liebe, die uns umgeben hat, von der ein glückliches Kind nicht genug haben kann."

Erst hat sie die Lippen fest auf einander gepreßt, dann öffnet sie sie leicht, um in verklingendem Tone zu sagen: „Ein glückliches Kind!"

Die Thür geht und Baron Stensstorp und ein hochgewachsener Herr treten ein. Einen einzigen raschen Blick wirft Luisa hinüber, dann erbleicht sie — der Baron braucht nicht erst den Namen „Doctor Philipp Mollhagen" zu nennen, um sie zu überzeugen, daß — „er" es ist, welcher da über die Schwelle getreten.

Sie trägt ein dunkelgrünes Plüschkleid, über der

glatten Taille liegt ein Kragen von altvenetianischer Spitze. Wie sie sich erhebt, um dem neuen Gaste eine Verbeugung zu machen und Baron Stensstorp flüchtig die Hand zu reichen, gleitet ein staunender Ausdruck der Bewunderung über das Gesicht des Doctors. Sie gewahrt das wohl. Der Mann, welcher sie im Jugendübermuth in seinen Armen gehalten hat, steht jetzt vor ihr in voller Männerreife, schön und stattlich.

Eine Sekunde lang weiß sie nicht, soll sie wünschen oder fürchten, daß er sie erkennt — ihrer Eitelkeit würde es schmeicheln — er hätte sie nicht vergessen. Aber dann schilt sie sich eine Thörin — wie weit entfernt ist sie heute von dem Einst, und es soll nicht wieder aufleben, soll nicht . . .

„Gnädige Frau!" — Der Doctor verbeugt sich respectvoll, als sei er in den Salon einer Dame von unantastbarer gesellschaftlicher Stellung getreten — und doch hat ihm der Baron gesagt: „Ich bringe Sie da in ein sonderbares Haus. Er ein bekannter alter Halsabschneider, sie eine junge, schöne Frau, über die man so viel ungefähr weiß wie über das Mädchen aus der Fremde. — Bis jetzt hat sie keinem von uns Anlaß gegeben, das Geringste über sie zu sagen — aber — mir macht das ja nun gar nicht mehr besonderes Vergnügen, vor solch' gnadenlosen Bildern zu knieen!

Findet sich mal ein Pilger, der die rechte Ausdauer hat, so könnte es doch sein, daß „die Liebliche sich neigte freundlich, engelsmild.“ Meine Citate sind immer ein wenig frei, der Situation angepaßt, wie Sie finden werden.“

Und als sie so dahingefahren waren in dem behaglichen Doctor-Coupee durch die schneebedeckten Straßen, auf die der Lichtschein aus den Fenstern fiel, da hatte Philipp Mollhagen gedacht, daß das Leben ein ödes sei, wie er es führe. Gemessen, kühl begrüßten er und seine junge Frau einander, wenn sie sich tagelang nicht gesehen — er möchte wohl, es gäbe ein Augenpaar, das ihn mit warmem Blick, eine Hand, die ihn mit festem Druck willkommen hieße. Der Zufall und das Glück waren so oft seine Verbündeten gewesen; wer konnte denn wissen, ob er hier nicht auf dem Wege zu einer Zerstreuung war.

Und nun zwang ihm, der mit der Ausrüstung leichtsinnigster Gedanken gekommen war, Luisas Haltung und Erscheinung den ungeahntesten Respect ab.

Das Herz der jungen Frau schlägt schon wieder ruhig — wenn es eine Genugthuung gibt für das einsame, wartende Mädchen am Zaun, so ist es diese — er beugt den stolzen Kopf vor ihr, sein Blick hat den Ausdruck ehrfurchtsvoller Bewunderung.

Von dem Aegidienthurm herüber klingt der schwere Stundenschlag der Uhr in die Pause, welche entstanden ist.

Doctor Mollhagen fühlt, daß er etwas sagen muß.

„Wie hübsch das hier ist, wie wohlthuend die warme Luft!“

Sie neigt das Haupt dazu und lächelt.

„Reine Renaissance,“ fällt Wakendorf ein. „Geschmack, was?“

„Ah, und ein Spinnrad da — wie idyllisch!“

„Es wird aber nicht benutzt,“ sagt sie, mit den weißen Fingern den Flachs berührend.

„Freilich, wie sollten Sie auch je wohl diese immerhin untergeordnete Fertigkeit erlernt haben ...“ — Es kommt ihm dumm vor, sie hat keine Antwort und Baron Stensstorp zieht ihn nach dem Ofen zu der Gruppe der Andern. Es ist das eine Erlösung. Er fühlt, er hat sich keineswegs vortheilhaft eingeführt.

„Nun, nicht zu viel gesagt, Doctor?“ fragt der Baron.

„Ein Götterweib!“

„Kinder, dem vergeht ja fast der Athem,“ lacht Stensstorp — „Doctor, diese Unruhe dürfte Ihnen beim Spiel schaden — kühl bis ans Herz hinan, heißt in solchen Augenblicken meine Parole.“

„Sollen doch nicht noch länger warten?“ näselt Uhlstädt, und man begibt sich unter Führung des Wirthes in das Nebengemach.

Luisa hat ihren Platz verlassen und schreitet einige Male auf und nieder, von weitem beobachtet sie die Herren im Nebenzimmer. Ist man dort einmal versammelt, so wird kein dienstbarer Geist mehr hereingelassen — Wakendorf verwandelt durch einen Druck an der schweren Eichenplatte des Speisetisches denselben in den mit grünem Tuch belegten Spieltisch, Baron Stensstorp nimmt aus einer verborgenen Schublade die Karten — sie haben alle Eile, sie stehen zusammengebeugt, dann vertheilen sie die Plätze. Sie gewahrt, wie der Doctor das Nebenzimmer mit den Blicken streift, er ist nicht ganz bei der Sache. Sollte ihm doch eine Erinnerung aufdämmern? Ah bah, nein!

„Wakendorf, Geld habe ich natürlich nicht mitgebracht!“ ruft Uhlstädt.

„Sorge schon dafür,“ lächelt der Gerufene und holt eine Rolle aus der Tasche.

„Eich, thun Sie mit?“ klingt es herüber.

„Danke, nein!“ gibt er zurück.

„Sehen Sie, das Spiel hat uns hier zusammengebracht, und nun schnappt der ab!“ bemerkt Stensstorp.

„Tugendhaft, schauderhaft tugendhaft!“ lacht der kleine Lieutenant.

„Er hält wohl Frau Luisa Vorträge über Kunstgeschichte!“ wird gefragt, indem man die Stühle rückt.

„Ja, über Kunst haben die Beiden immer zu sprechen, das hört gar nicht auf,“ bestätigt Wakendorf. Dann wird es still, die Karten fallen.

In dem Renaissancezimmer setzt sich der Maler der jungen Frau gegenüber — eine Mappe liegt zwischen ihnen, aber er spielt vorerst mit den Bändern derselben, ohne sie zu öffnen.

„Wissen Sie, verehrte Frau, daß ich wirklich auf dem Wege war, dem Spielteufel zur Beute zu fallen? Einige zertrümmerte Hoffnungen, der überschäumende Jugendmuth, die leichtsinnige Gesellschaft, in die ich gerathen — so kam ich erst dazu, in einer bedrängten Lage Herrn Wakendorf's Beistand zu suchen. — Das alte Haus fiel mir auf, Sie führten mich umher, nachdem Stensstorp mich eines Tages hierher gebracht. Aber — nur einmal gelang es mir, unter Ihren Augen ruhig am Spieltisch zu sitzen. Pfui! sagte ich mir — und flüchtete in Ihre Nähe, als fühlte ich, die könnte mich schützen. Und sie hat es gethan. Immer mehr verlor ich die Lust, an dem Spieltisch meine Zeit zu vergeuden — und das Weitere wissen Sie ja!“

„Das Weitere," sagt sie, wie in Gedanken verloren.

„Daß Sie mir erlaubten, Sie zu malen — es hat mein Glück, meine Stellung begründet — Sie sind mein guter Engel geworden."

„Uebertreiben Sie nicht, junger Freund, Ihr Pinsel hat ein gutes Bild gemalt, das Object ist dabei am Ende gleichgiltig — das Wie machts."

Er springt auf und beugt sich über den Tisch, um ihr näher zu sein.

„O nein, nein, Frau Luisa — ich malte Sie eben anders wie andere Leute. Ich traf das Rechte bisher nicht -- ich malte Sie — mit dem Herzen. Das war's!"

Sie antwortet nicht, die Karten fallen drüben, die nöthigen Bemerkungen sind laut, das Geld gleitet klirrend gegen einander.

Paul Eich blickt forschend in das Gesicht der schönen Frau, kein Zug hat sich darin verändert.

„Ich bin Ihnen Dank schuldig," sagt sie dann langsam, „Sie erschlossen mir das Gebiet der Kunst, eine neue Welt, Sie wurden mein geduldiger Lehrer."

„Das ist ja nichts!" wehrt er leidenschaftlich. „Es muß noch ganz anders werden — in der Kunst-

geschichte muß Ihr Name mit dem meinigen fortleben, sofern diesem eine Dauer zusteht —"

Sie weiß, was er meint, und sie lächelt. „Nun, da ist ja die Philippine, und da sind die anderen —"

„Immer nur möchte ich Sie malen, wie Rubens seine Helene!"

„Wenn Sie so lebhaft werden, Herr Paul, werden Sie die da drin stören," warnt sie und weicht seinem Blick aus.

Er knirscht mit den Zähnen. „Ja, das ist eben die Schmach, daß man Sie in eine solche Gesellschaft zwingt, daß man Ihre Nähe entheiligt!"

Sie entgegnet ganz trocken: „Auch Sie hat das Spiel zuerst hergeführt."

„Frau Luisa, seit Wochen ringe ich mit einem Entschluß, möchte ich Ihnen eine Mittheilung machen — habe ich eine Frage auf den Lippen, die ich immer wieder zurückdränge. Seien Sie gut, lassen Sie mich sprechen!"

Sie stützt den einen Arm auf die Lehne des Stuhls und neigt das Haupt gegen die Hand. „Ich glaube, ich kann ein guter Freund sein — versucht habe ich es noch nicht," klingt es leise zurück.

„Unmöglich! — Sie hatten nie einen Freund,

eine Freundin, denen Sie alles, was Sie bewegte, mittheilten?"

„Nein! Aber schweigen kann ich, das habe ich gelernt!"

Sie reicht ihm die kühlen Finger hin und zieht sie, als die seinigen sie kaum berührt haben, wieder zurück. Er weiß, daß sie mit dieser spontanen Bewegung ihm andeuten will, daß sie seine Freundschaft schätzt.

„Ich bin glücklicher daran als Sie," sagt er, „ich habe einen lieben Freund — nicht solche, wie da drinnen, meine ich! Und dann lebt in einem Wittwenhäuschen meines Heimathsdorfes mein gutes Mütterchen noch — weißhaarig und zurückgezogen von der Welt, aber klug, Frau Luisa, und vor allem so warmherzig."

„Warum, wenn Sie einander so lieb haben, sind Sie nicht zusammen?"

„Ins Künstlerleben paßt sie nicht, ich war ja nicht recht seßhaft — und dann, sie ist nicht allein — sie hat ein Pflegetöchterchen erzogen, die schwarzäugige Pepina mit den blonden Haaren, deren Vater ein Deutscher und deren Mutter eine Italienerin war. Die Waise des besten Freundes meines Vaters . . ."

„Ah" — ein langer Blick schießt unter den ge-

senkten Wimpern hervor. „Für Sie doch wohl das Mädchen, das Sie einst heimführen sollen?“

Er wird roth, dann lacht er: „Wie klug Sie sind — und ich kann nicht lügen! Ja, das ungemein schöne, gute und auch reiche Mädchen wäre wohl die Schwiegertochter nach dem Herzen der Mutter! Und ich muß sagen, ich hatte mich gewissermaßen auch schon mit dem Gedanken vertraut gemacht, in ihr einmal die zu sehen …“ Er stockt.

„Nun?“

„Frau Luisa, ich habe eigentlich fragen, nicht erzählen wollen.“

„So beginnen Sie damit.“

Aber das wird ihm nicht so leicht, er klappt den Deckel der Mappe mit nervösen Fingern auf und zu, nach der rechten Form suchend, und dann kommen die Worte doch völlig unvermittelt heraus: „Wenn ich Sie so sehe und das da drüben — Frau Luisa, die Luft, in der Sie leben, ist ungesund und entwürdigend für Sie! — Und — den Mann haben Sie nicht aus Liebe geheirathet!“

„Nein!“ Und mit zu Boden gerichtetem Blick fügt sie hinzu: „Ich war ein armes Mädchen.“

Er nickt lebhaft: „Das habe ich mir ja alles construirt — verwöhnt, vielleicht vor die Entscheidung

zwischen Noth und Behaglichkeit gedrängt. Mein Gott, die Frauen sind ja meistens so schwache Geschöpfe, die vor der rauhen Wirklichkeit zurückschrecken!“

Ihr Schweigen läßt seine Annahme zu.

„Und — haben Sie nie geliebt?“

„Ja! — Ich war sehr jung“ — ihr Blick sucht wieder die Ferne — „und er war der erste Mann, der mir Schönes sagte — und dann zerrann der Traum.“ — Ein kurzes Lachen. — „Ich habe ihn wiedergesehen, sehr klein und erbärmlich ist er mir erschienen, und ich lache über die Phantasieen eines jungen Mädchenkopfes. — Das ist alles.“

Er springt auf, eilt zum Fenster und kehrt zurück.

„Frau Luisa, ich habe zuweilen wundersame Träume; dann sehe ich Sie an der Seite einer alten, weißhaarigen Frau, gerettet aus der Luft, die so ungesund hier ist. Da leben Sie sich ein in ein anderes Dasein — etwas wie Mitleid und Rührung zieht in Ihr Herz für den, welcher Sie aus der unwürdigen Umgebung befreite. Sehen Sie, mein kluger, lebenserfahrener Freund sagte mir: Sie, die Du mir schilderst, steht als eine fleckenlose Blume in dem Sumpf — aber die häßliche Luft wird ihr das Athmen immer mehr erschweren — bis sie verkümmert oder angekränkelt wird und allgemach hinabsinkt — so manches

Schicksal vollzog sich so. Nur eins kann sie daraus retten, die Liebe — und sei es auch die entsagende — vielleicht nur eine brüderliche."

Sie hat ohne Regung zugehört, wie dunkle Schatten liegen die Wimpern auf den blassen Wangen.

„Und Frau Luisa, wenn Sie befreit sind, wenn Sie in reiner Luft athmen, nicht heute, wo ich nur die Bruderhand herüberreiche — will ich um Sie dienen und werben. Was Sie Liebe genannt, war ein flüchtiger Traum, was ich für Sie fühle, möchte ich durch die Hingabe meines ganzen Lebens bethätigen . . ."

Eine lange, lange Pause, ehe sie spricht, er wartet geduldig, dann klingt ihre Stimme spröde und wie aus der Ferne:

„Sie sind ein guter Mensch, Paul — aber ein Idealist, und Ihr Freund ist's mit Ihnen. Wenn mein Gewand rein blieb, wer sagt Ihnen, daß nicht schon die Wurzeln der weißen Blume Lebenskraft aus dem Sumpf sogen? Und dann — ich bin feige! Ich liebe den Mann nicht, an dessen Seite ich lebe, ich kann ihn nicht einmal achten — aber ebenso wenig kann ich ihm wehe thun."

„Er beging ein Unrecht an Ihnen, als er die Hand nach Ihnen ausstreckte," fiel der Maler rasch ein.

Sie macht eine verneinende Bewegung. „Ich hatte meinen vollen, freien Willen . . .! Und nicht aus Weichheit mag ich ihn nicht kränken — o, so gut bin ich gar nicht! Ich bin nur ein Geschöpf, das über sich ergehen läßt, und nie selbstständig handeln kann . . .“

„Luisa!“

„Still!“ Fast verklärt sehen ihre schimmernden Augen aus. „Ihre Gestalt wird fortan in meiner Erinnerung leben, wie etwas Gutes, Heiliges. Sie haben mein Sanct Georg sein wollen, das werde ich nie vergessen — das wird mein Herz Ihnen danken. Ich vertrage keinen anderen Boden mehr, ich bin hier acclimatisirter, als Sie denken. Enttäuschen Sie die Hoffnungen der Mutter nicht und lassen Sie die schüchterne Liebe der blonden Pepina nicht in der Knospe ersterben. Sie liebt Sie, muß Sie lieben, Freund Paul . . .“

Er fährt mit einer wilden Bewegung durch sein lockiges Haar.

„Und das soll das Ende sein? Luisa, das soll ich glauben, daß Sie hier zufriedener sein würden, als wenn Ihre Fesseln gesprengt werden . . .? Sie verlangen viel — mehr, als ich zu leisten vermag.“ Sein Ton wird bitter.

Sie legt ihm sanft die Hand auf die Schulter.

„Ich will noch mehr, Sie sollen dem Rufe nach München folgen — hier verlieren Sie nur Zeit. Sie haben noch ein hohes Ziel vor sich."

Er wendet sich grollend ab, wieder ist eine Pause, in der man nur das Murmeln der Spielenden vernimmt. Endlich rafft sich Paul Eich zu einer festen Haltung auf.

„Sie wollen also, daß ich nicht mehr komme?" sagt er leise.

„Ja, Paul! — Und reisen Sie über das stille Dorf nach München und grüßen Sie dort die alte Frau und das junge Mädchen von Ihrer Freundin Luisa."

Nicht einmal die Hand wagt er ihr zu reichen, aus Furcht, daß er seiner Bewegung nicht mehr Herr wird. Er sieht sie nur noch an und sie weicht seinem Blick nicht aus. Dann fällt die Thür hinter ihm zu. Sie lehnt sich müde in den Sessel zurück Sein Schritt ertönt auf dem Hausflur. Die alte Thür mit der Glocke klingt und schlägt in's Schloß. Nun geht er über den hartgefrorenen Schnee unter dem Fenster hin. — Aber sie weiß, sie würde jedes Wort genau wieder so sprechen, wie sie es eben gethan, stände sie noch einmal vor der Entscheidung. —

„Eine Pause, ich plaidire für eine Pause!" ruft Baron Stensstorp nebenan, und einige Stimmen pflichten ihm bei. „Ja, da kriegt man wieder frische Kräfte!"

„Und 'n bischen Luft!" ruft der Doctor Mollhagen und reißt ein Fenster auf.

Der frische Luftzug treibt sie alle in das Zimmer hinüber, in welchem Luisa mit halbgeschlossenen Augen sitzt.

„Ah, unsere schöne Wirthin — und allein?" fragt Stensstorp. „Der Maler mit den Simson-Locken entwichen? Da müssen Sie ihn sehr schlecht behandelt haben, was, meine Herren? Denn sonst ist dieser Apollo doch sehr beharrlich!"

„Ich will nicht hetzen, mein guter Wakendorf," sagt der kleine Lieutenant, „aber diesem Herrn Eich gegenüber dürften Sie schon an Langmuth nicht mehr zunehmen."

„Nicht hetzen, hähä," macht Uhlstädt, dessen bleiche Wangen sich jetzt von der Aufregung des Spiels geröthet haben. „Guter Ausdruck, nicht hetzen."

„Wieso meinen Sie das?" fragt Wakendorf, frischen Champagner herbeitragend.

„Nur — soso — soso —" man wirft sich Blicke zu.

„Wir beten ja alle zu derselben Heiligen, Ihrer schönen Gemahlin.“

„Nun, reizende Frau,“ fällt Graf Warin ein, „trinken Sie mit uns ein Glas Champagner. Der Doctor hat Unglück im Spiel gehabt.“

Philipp Mollhagen richtet die brennenden Augen auf Luisa. „Was thut's — knüpft sich nicht eine Verheißung an dieses Wort?“ Die Gläser klingen zusammen und der Doctor beugt sich zur Hausfrau hin: „Das Leben ist schön! Auf Ihr Wohl, meine Gnädige, und dieses schöne Leben!“

7. Kapitel.

Das Coupee des Doctors rollt um 11 Uhr pünktlich vor die Thür des gothischen Hauses — die Nachbarn wissen das nun schon so genau, daß sie darnach ihre Uhren stellen könnten. Die schöne Frau Wakendorf ist aber nicht krank und bedarf nicht des ärztlichen Beistandes — es ist eine Gewohnheit, welche der vielbegehrte Arzt angenommen, ihr guten Morgen zu sagen. Er läßt seine Patienten warten, bis das geschehen.

Luisa steht in einem Morgenanzuge aus weißem Kaschmir, den Spitzen und blaue Schleifen verzieren, in der Mitte des Zimmers. Sie sieht, wie die stattliche Männergestalt sich aus dem Wagen schwingt und eiligst der Thüre zustrebt. In einer Minute wird das Mädchen ihn anmelden. Ein spöttisches Lächeln umzieht ihre Lippen. Ist ihr der Besuch nicht völlig gleichgiltig? — nein, sie sieht ihm immer mit einem gewissen Triumphgefühl entgegen — in der nächsten

Viertelstunde kann sie dem Manne, welcher sie einst wie eine Bettlerin hat am Zaun stehen lassen, durch eine Laune für den ganzen Tag die Stimmung verderben oder ihn durch einen freundlichen Blick zum Narren halten — er ist ihr Spielzeug, dieser nun bereits berühmt werdende Doctor Mollhagen.

Da steht er vor ihr. „Ihr Befinden, gnädige Frau?“

„Aber Sie wissen doch, ich habe eine eiserne Gesundheit! Keine Nerven, keine Migräne — ich schlafe stets gut und speise immer mit Appetit. Für einen Arzt ein ganz interesseloser Gegenstand.“

„Sagen Sie — bewunderungswürdig von jedem Gesichtspunkt aus.“

„Wenn Sie mir das nicht immer wiederholten, würde es wirksamer sein!“

„Grausam, wie stets . . .“

Sie zeigt ihm den Platz, wo er sitzen soll.

„Bringen Sie mir keine Neuigkeiten von Ihren vornehmen Patientinnen?“ fragt sie. „Ach, wir haben sie ja gestern erst Revue passiren lassen!“ — Sie zieht die Schleifen spielend durch die Finger und sagt dann: „Ich sah kürzlich Ihre Frau Gemahlin, sie trug ein kostbares Kleid, aber es stand ihr nicht. Sie müssen

ihr abrathen, Grün zu ihrem ohnehin blassen Teint zu tragen."

Er beißt sich auf die Lippen. „Als ob mir nicht Alles gleichgiltig ist, was . . ."

Sie unterbricht ihn rasch.

„So seid Ihr nun, Ihr Herren der Schöpfung. Erst macht Ihr Complimente und umgarnt die armen Mädchen, sind sie Eure Frauen — macht Ihr lieber den Gattinnen Anderer den Hof."

„Ich wenigstens . . ."

„Schweigen Sie! Man hät mir neulich Ihre Biographie erzählt, ein wenig häßlich gefärbt. Urtheilen Sie selber. Sie sollen als Student leichtlebig und lustig gewesen sein, manch' junges Ding hat sich von Ihren braunen Augen und dem allezeit redefertigen Munde bethören lassen — geheirathet haben Sie die Reiche und Einflußreiche . . ."

Er steht auf. „Gnädige Frau, das ist der Lebenslauf so vieler Männer, daß . . ."

„Sie sind wenigstens ehrlich — das ist der einzige Vorzug, den ich Ihnen einräumen kann."

„Meine Verehrung, die sich stets gleich bleibt, rechnen Sie für nichts?" fragt er demüthig.

Sie hat das lässige Zucken der Achseln, welches sie so gut kleidet.

„Was beginne ich damit?“ fragt sie spöttisch.

Er faßt nach seinem Hut. „Sie haben mir verboten, Ihnen Aufmerksamkeiten zu erweisen. Mit den Geschenken schickten Sie mich heim . . .“

„Zu Ihrer Frau, mit deren Gelde Sie gekauft waren . . .“

„Die Blumen nahmen Sie nicht an — aber zu einem diene ich doch – daß Sie täglich eine Vivisection an mir vollziehen . . .“

„Warum weichen Sie ihr nicht aus?“ fragt sie spöttisch.

„Weil ich nicht kann,“ grollt er.

Sie lacht. „Ich kann Ihnen nur rathen, vernünftig zu werden,“ sagt sie und zeigt die weißen Zähne.

„Meine treue Beharrlichkeit . . .“

„Wird mir langweilig. Was soll ich damit? Sie sind der Gatte einer braven Frau, Sie heiratheten sie aus freier Wahl. Es wäre richtiger, Sie trügen die Consequenzen! Sie erzählen mir von Ihrer Verehrung und Sie wissen, daß ich eine anständige Frau bin — der alte Mann an meiner Seite ist gut und nachgiebig gegen mich — Sie können Ihre und meine Position nicht ändern — was wollen Sie also? Sie

rütteln vor mir an Ihren Ketten, die Sie nicht sprengen können — und das finde ich absurd!"

Ein Beben geht durch seinen starken Körper, er macht ein paar Schritte auf sie zu und sagt, auf's Aeußerste gestachelt von ihrem Spott: „Es ist nur zu wahr — ich verlöre Position und Existenz mit einem Schlage — aber dennoch, dennoch — wenn ich mich zu befreien den Muth hätte — Luisa, was könnten Sie mir darauf sagen?"

Er wartet — sie steht statuengleich in der Mitte des Zimmers — er wartet — sein Athem kommt keuchend aus der Brust.

Ihre äußere Ruhe ist nur Maske, in ihr gährt und wogt es, sie würde, öffnete sie die festgeschlossenen Lippen, einen jauchzenden Ruf ausstoßen, wie der Falke, wenn er sich auf seine Beute stürzt.

Da ist er nun bei dem Geständniß seiner Leidenschaft, der Mann, welcher sie heiße Thränen gekostet hat. Sie weiß nicht mehr, ob der Wunsch in ihr war, daß es so weit kommen möge, ob ihre stachelnden Reden es thaten, daß er sich vergaß — er steht vor ihr und wartet auf ein barmherziges Wort von den Lippen, die er einstmals geküßt.

Endlich sagt sie eiseskalt: „Was ich zu entgegnen habe? Daß — Sie mir höchst gleichgiltig sind!“

Ihre Schleppe fegt über den Boden hin, streift seine Füße. An der Thür des Nebenzimmers wendet sie sich um.

„Herr Doctor, Sie sind bereits fünf Minuten über die Zeit hier — Ihre Patienten warten.“

Er verbeugt sich — sie bleibt auf der Schwelle stehen und hört den Wagen fortfahren. Dann lächelt sie.

„Ich meine, nun kann ich auch mit der Erinnerung abgeschlossen haben!“

Sie geht an den Toilettentisch und sieht prüfend in ihr Gesicht. Glänzende Dosen, Flacons und Schmuckschalen stehen umher, sie weiß nicht mehr, was zu suchen sie kam. Mit einer raschen Bewegung zieht sie die Nadeln aus dem Haarknoten und läßt die Fülle herniederwallen. Ja, sie ist schön und sie hat, was der Schönheit als Schmuck und Rahmen dient — aber in ihr? Nein, sie will's sich nicht gestehen, daß sie oft mit Wehmuth der rührenden Zuneigung Paul Eich's denkt und daß sie eine grausame Freude hatte, den Doctor Mollhagen zu quälen.

„Liebe“ singen und sagen alle Dichter, denn sie sucht jetzt eifrig zu lesen und zu lernen — aber sie

schüttelt dann den rothen Kopf. Das sind nur Träume, über die kommt ein verständiger Mensch schon hinaus.

Gut sein, nicht für sich, für andere leben? so sagen die Abgeklärten.

Bah, ihre Vergangenheit ist nicht darnach angethan, daß sie diesem Grundsatz folgen könnte — noch immer ist kein reines Wasser um sie — das sollten die thun, denen vom Beginn des Daseins die Sonne lacht!

„Luisa!"

Sie wendet sich um und sieht Wakendorf im Zimmer. Er hat eine unausstehliche Manier, stets unhörbar einzutreten, und sie haßt dieselbe.

„Du hast mich erschreckt."

„Na, meinetwegen denn," sagt er.

Sein Ton fällt ihr auf, dann sieht sie in sein Gesicht, eine Wolke liegt darauf.

„Nun hab' ich's satt!" ruft er, ehe sie eine Frage ausgesprochen.

„Was?"

„Daß sie mich immer foppen und darüber lachen — erst über den Maler und nun über den Doktor."

Sie steht sehr gelassen da.

„Wer — brauche ich nicht zu fragen. Die

Leute, welche in Dein Haus kommen, um ihrer Spielpassion zu fröhnen und die Dich zu ihrem Mitschuldigen machen. Warum? Das ahne ich, weil sie mir verächtlich sind."

Wakendorf ballt die Fäuste. „Ich will aber nicht verspottet sein, will nicht, hörst Du's!"

Sie wirft den Kopf zurück, daß die rothe Haarmasse in fluthende Bewegung geräth.

„Wenn Du mir was zu sagen hast, so sprich — schrei nicht!" entgegnet sie kalt.

„Warum kam der Maler immer?"

Sie zuckt die Achseln. „Hast Du nicht gelitten, daß ich ihm saß? Hat es Deiner Eitelkeit nicht geschmeichelt, daß die ganze Stadt von meinem Bilde sprach?"

„Hm!" Er öffnet und schließt immerfort die geballte Rechte.

„Und warum ist er denn plötzlich fortgeblieben?"

Sie sieht ihm ruhig in die Augen.

„Weil ich es wollte . . ."

Seine Hand sinkt herab, sein Blick verliert das Drohende, er schüttelt den Kopf, er versteht sie nicht.

„Warum kommt denn dieser nun?"

Er murmelt etwas, sie setzt rasch hinzu: „Wenn ich wollte, Wakendorf — wenn ich wollte — sieh, ehrenhaft ist's in diesem Hause nicht immer zugegangen. Es giebt solche, wo reinere Luft weht. Aber sieh, die Gelegenheit hast Du, thörichter Mensch, selber gemacht. Ich bin nicht leichtsinnig geworden — es ist kein Verdienst, es ist wohl nicht in mir — aber es könnte sein, daß man mich hat in bessere Luft locken wollen — auf ganz rechtschaffene Weise, immerhin . . ."

Nun versteht er sie, und er schlägt seine dicken Hände zusammen: „Nein, Luisa, bleib' bei mir, das thu' mir nicht an! Sie haben ihre Freude dran gehabt, mich aufzuhetzen — bleib' bei mir!"

Sie meint doch, daß selbst Paul Eich's Ton nicht so rührend geklungen hat, als dies lallende Flehen des alten Mannes. „Sei ruhig, ich bleibe," sagt sie kurz, geschäftsmäßig.

Da tastet er mit gespreizten Fingern nach ihren Schultern, ihren Armen: „Luisa, Kind — und Du sollst es nicht bereuen! Sieh, ich bin reich, so reich, wie Du ja gar nicht ahnen kannst! Und nun mache ich auch mein Testament — ich habe immer noch abwarten wollen, 'ne junge Frau und en alter Mann,

das fällt manchmal doch nicht gut aus — aber nun — Alles soll Dir gehören."

Er streichelt ihre Hände: „Und die sollen ihren Spieltisch wo anders aufstellen — hier nicht mehr!"

* * *

8. Kapitel.

An dem Eingangsthore zum Fort San Nicolo auf dem Lido bei Venedig steht an einem sonnigen Oktober-Nachmittag ein Mann und betrachtet mit lustigen Blicken die eingeschlafene Schildwache unter dem Gemäuer. Das Gewehr noch im Arm, die Beine weit von sich gestreckt, liegt der Soldat da, das knabenhafte Gesicht ganz den wärmenden Strahlen ausgesetzt Regelmäßige, tiefe Athemzüge heben seine junge Brust — der süße Schlaf trägt ihn hinweg über all die Verantwortlichkeit, die er hier beim Postenstehen übernommen. Es wird ihn erst Langeweile überfallen haben, dann die Müdigkeit — nur eine Vorsicht hat er gebraucht — seine Beine liegen quer vor der Thoröffnung. Wer hindurch will, findet in ihnen ein Hinderniß.

Der Fremde trägt einen großen Hut und eine bequeme Reisekleidung; ein brauner Vollbart umrahmt das Antlitz, aus dem kluge, graue Augen blicken. Er

ist stattlich und breitschulterig und verleugnet seine deutsche Abstammung nicht.

„Wovon träumst Du, Bürschchen?“ fragt er halblaut, das Gesicht des Schläfers betrachtend, über welches eine Art Lächeln gleitet, „heißt sie Nina oder Rosetta — und gibt sie Dir ihre Küsse in dem Portone eines alten Palazzo, wo sie der Herrschaft für ein Weilchen entschlüpft ist, freiwillig oder erkaufst Du sie für ein Talmischmuckstück aus der Merceria, wo die Schöne mit begehrlichen Augen vor den glänzenden Schaufenstern steht? Ach, Du Glücklicher, alle Küsse schmecken noch gut in Deinem thöricht schönen Alter — und die holde Müdigkeit fragt nicht nach Pflicht und Befehl, sie sucht und findet Dich mitten in der Dienststunde. Freilich wohl, wer stört hier den Frieden einer Schildwache — es ist ja nicht die allgemeine Straße, welche die Reiseheerde zieht, und Deine Kameraden von gestern und vorgestern werdens gemacht haben wie Du.“

Der Fremde sieht zurück und wieder in's Innere des kleinen Forts — tiefe Stille, kein lebendes Wesen sonst, nur das dumpfe Brausen des Meeres, das sich brandend an den Steinwällen der Porta di Lido bricht. Dorthin, an die äußerste Spitze, fuhr die Staatsgondel der Republik, und da wars, wo der

Doge, sich dem Meere vermählend, den Ring hinabwarf.

Und das jetzt denkend, hebt der Fremde den einen Fuß, setzt ihn vorsichtig über die ausgestreckten Beine hin, zieht den andern nach und ist ungehindert in die kleine Festung eingedrungen. Dann den Wall rasch umschreitend, eilt er der Spitze zu — es ist gar zu verlockend, auf verbotenem Pfade zu gehen — weicher Sandboden und der spärliche Rasen machen seine Schritte fast unhörbar. Und er trotzt nun auch — hat man ihn eindringen lassen, will er von der Gelegenheit profitiren.

Aber er ist ja nicht allein hier auf dem Wall, der sich über der brausenden Meeresfluth schroff erhebt, um in's Innere des Forts schräg und tief abzufallen. Da steht schon eine Gestalt hart an der Spitze, unbeweglich hinunterblickend auf die blauen Wogen, ganz versunken dem Gesang derselben lauschend, träumend — eine Dame in Trauerkleidung, schlank. Der leichte Wind spielt mit dem langen Schleier, der von ihrem Haupte herabfällt.

Hat die vielleicht ihrer schönen Augen wegen das Festungsthor passiren dürfen? Oder — er müßte nicht die müßige Neugier eines Reisenden und den Ueberfluß von Zeit haben, wenn er nicht ver-

suchen wollte, in das Gesicht zu schauen, das sie so unverwandt dem Meere zukehrt. Nun ist er ganz nahe, in demselben Augenblick biegt sich die Schwarze aber so weit hinab, daß er die letzten Schritte mit einem Satze macht und, den Arm gegen die Unbekannte ausstreckend, laut ruft: „Um Gottes Willen!" — Ein Schrecken ist ihm durch alle Glieder gefahren.

Die Dame tritt sofort zurück, wendet ihm das Gesicht zu und sagt, ebenfalls in deutscher Sprache: „O nein, mein Herr, ich bin keineswegs lebensmüde — aber ich glaube, ich muß Ihnen immerhin für die gute Absicht danken."

Ein Lächeln, vornehm und spöttisch zugleich, fliegt dabei um die rothen, feingeschnittenen Lippen, und die großen Augen haben auch einen lustigen Ausdruck — wahrhaftig, wenn der Posten diesen Augen gegenüber ein Nachsehen gehabt hat, so kann er's begreifen.

„Ich muß wohl gar um Entschuldigung bitten" — er zieht den Hut — „aber es sah in der That gefährlich aus."

„Dazu das traurige Gewand" — er stockt, er will nicht sagen, daß ihm in der traumhaften Stille, bei dem märchenhaften Anblick des kleinen Festungs-

hofes mit der schlafenden Schildwache ganz abenteuerlich zu Muth geworden ist.

Unter der schwarzen Crépewolke schimmert reiches, rothes Haar; er bewundert die Schulterlinie, die Biegsamkeit des Körpers, als sie sich wieder halb zurückwendet.

„Wir Deutsche haben ja nun überdies mal die Angewohnheit, bei allem etwas zu denken", fällt sie ein. „Nun überzeugen Sie sich aber, ich bin noch weit vom Abgleiten gewesen, und an einem Tage, wie diesem, das Meer zu Füßen, Venedig drüben auf Goldgrund, hat man absolut keine Veranlassung, lebensmüde zu sein." — Er verbeugt sich: „Besonders — wenn man das Leben kaum angefangen hat."

Sie beachtet seine Huldigung nicht und sieht wieder auf die Wogen zu ihren Füßen; mit weißen Kämmen kommen sie heran, überschlagen sich, schäumen auf und sind verronnen. Er betrachtet die Gestalt an seiner Seite, sie mag zu dem Frauennamen berechtigt sein, aber sie hat noch etwas unbedingt Mädchenhaftes — ihre Sicherheit dürfte auf das Bewegen in guten Kreisen schließen lassen, die feine Nase, das zierliche, wohlgeformte Ohr, die schmalen Hände, die Spitze des kleinen Fußes — auf Rasse.

Er versteht sich doch darauf, ein alter Frauenkenner, der auf allen Gebieten und Stationen Erfolge gehabt hat und ihrer und seiner „façon de vivre“ nun ziemlich überdrüssig geworden ist.

„Sehr häufig wird dieser historische Platz wohl kaum aufgesucht,“ sagt er. „Die meisten Reisenden, welche durch die Porta di Lido fahren, denken auch wohl daran . . .“

Er macht eine Pause, denn er streckte ja soeben einen Fühler aus.

„Oder,“ fährt sie fort, „hegen den Wunsch, einen der vielen Ringe aus der Meerestiefe heben zu können, die vom Bucentaur hier hinabglitten.“

Er nickt befriedigt. Sie weiß, warum sie da ist.

„Meine Gnädige, wäre ich in Taucherkünsten besser bewandert . . .“

„So würde ich Sie doch nicht auf die Probe setzen — es genügt mir, hier gewesen zu sein. Wer nicht in der Erinnerung mitzunehmen vermag, wer immer nur äußerer Anzeichen bedarf, der ist doch am Ende arm.“

„Ganz meine Ansicht,“ sagt er.

Sie wendet sich halb ab, als interessire sie nicht, wie die ist.

So leicht giebt er aber den Versuch, galant zu

erscheinen, nicht auf. „Die Republik und das Meer — ein schönes Bündniß, und sie vertrugen sich gut. Wissen Sie, meine Gnädige, daß ich, als ich Sie da stehen sah, das goldene Haar von der Sonne beleuchtet, den Trauerschleier Sie umwehend, gewünscht habe, ein Maler zu sein — Wittwe Venezia — es wäre stimmungsvoll geworden — wäre ich eben ein Maler."

„Ah!"

Er weiß nicht, hat er das für eine Aeußerung des Beifalls oder des Ueberdrusses zu nehmen — der rauhe Ton ihres Organes hat auch etwas, das ihn reizt. Dann aber spottet er mit sich selber — Frank, die erste, beste, welche Du in der sonnigen Einsamkeit hier triffst, verleitet Dich zu faden Komplimenten. Thu nur nicht, als ständest Du über diesen Dingen. Ein wenig Salonparfüm, das aus dem Kleide irgend einer Unbekannten weht, und Du beginnst das alte Spiel . . .

In diesem Augenblick ertönt in der entgegengesetzten Richtung, wo sie stehen, ein lautes Ehè — dann ein Anruf mit verdoppelter Kraft.

„Gilt das etwa —" fragt sie, ihn ansehend.

Eine Schildwache kommt raschen Laufes die

Strecke des Walles her, welche sie noch nicht umschritten haben — gestikulirend und schreiend —

„Uns," giebt er mit Lächeln zu, „falls Sie nicht besonders autorisirt sind . . ."

„Mein Gott, nein — ich fand —" sie stockt.

„Ein leicht zu überschreitendes Hinderniß, wie ich auch —" sagt er neckend.

Der Soldat winkt, schreit, athemlos kommt er näher. „Che vergogna! fuori. subito fuori!"

„Das klingt ja fast drohend" — meint sie.

„Wir sollen hinab, augenscheinlich — aber wie?" fragt er, belustigt.

Mit einem Fluch, der kräftig den weißen Zähnen entwischt, steht die Schildwache nun vor dem Paar.

„Woher kommen Sie? Hinab, sage ich, hinab — auf der Stelle!"

Sie versteht etwas von dem, was der Soldat in seinem Zorn im venetianischen, weichen Dialekt heraussprudelt, und sieht den Gefährten fragend an. „Aber das ist ja ganz unmöglich – auf der einen Seite das Meer, vor uns die abschüssige Wand!"

Er unterhandelt mit dem Kriegsmann, dem es unbedingt gleichgiltig ist, wie sie hereinkamen, der aber Gehorsam fordert: „Hinunter von dem Wall!"

„Aber amico mio — eine Dame, bedenkt doch

das — auch die italienischen Soldaten sind galantuomini!“ beschwört ihn der Herr.

„Tutti santi! Und wenn die Madonna selber hier auf den Wällen spazieren ginge, sie müßte hinab!“ — Und er schaut sich ängstlich um, ob man von anderer Seite nichts bemerkt.

„Und — wenn wir nicht gehen?“ fragt die Dame, etwas unsicher in der fremden Sprache, aber mit Trotz im Ton und Blick.

„So muß ich Sie arretiren und vor den Commandanten bringen.“

„Eh, der vielleicht höflicher wäre, mio caro!“

„Oh dio“ — der junge Soldat schleudert ein Steinchen vom Wall mit einer Fußbewegung — „der Alte! Und nun, Signor — senza ceremonie!“

Die schlanke Schwarze sieht den Fremden an, mißt dann die Entfernung nach unten mit den Blicken und zuckt mit einem leisen Lächeln die Achseln. Ihm ist diese stumme Sprache verständlich genug.

„Meine Gnädige,“ sagt er, ihr den Arm bietend, „unsere Vorfahren, die Cimbern und Teutonen, überrutschten die Alpen auf ihren Schilden kurz entschlossen. Dieser Sohn Venetiens scheint gleiche Courage in uns vorauszusetzen. Es gilt nur einen muthigen Anlauf, stützen Sie sich gegen mich . . .“

Sie zögert gar nicht, eine Sekunde — und sie sind den kleinen, steilen Abhang hinuntergeglitten und stehen dann auf dem röthlich dürren Wiesenplan und die Schildwache guckt auf sie herunter und schwört noch mal bei allen Heiligen und dem corpo di Cristo, daß man nur seine Pflicht gethan.

Sie schüttelt den Staub von ihrem schwarzen Kleide, er von seinem Rock, dann gehen sie ernsthaft, als wären sie mit einander gar nicht in eine ungewöhnliche Lage gerathen, dem Thore zu.

Die junge Schildwache lehnt jetzt, die Flinte im Arm, am Gemäuer und schaut mit verschlafenen Augen zu ihnen hinüber. Etwas wie Verwunderung darüber, wie das Paar in die Festung gekommen ist, spricht nicht aus den Zügen des Kriegers.

Aufathmend steht die schlanke Frau in Schwarz einige Schritte hinter dem Ausgangsbogen still.

„Was hätte uns wohl passiren können, wenn — man uns arretirt hätte?“

„Nun, ein wenig Spionriecherei wäre am Ende mit uns getrieben, man würde uns aber mit Bedeckung nach dem deutschen Consulat haben bringen müssen, wo sich alles natürlich zur Zufriedenheit aufgelöst haben würde — ich setze voraus, daß dies auch Ihre Zugehörigkeit ist.“

Ihr norddeutscher Anklang berechtigt ihn dazu – sie giebt weder zu, noch verneint sie.

„Welch' eigenartiger Platz, der Lido," meint sie, „diese Insel, auf der das Badeleben Venedigs sich concentrirt und wo in der Stille und Abgeschiedenheit, umwuchert von Dünengras, der alte Fremdenkirchhof und der jüdische sich befinden — malerisch und poetisch für manche, für die meisten aber keine Anziehungspunkte."

„Ich muß bekennen, ich suchte diese Plätze bisher auch nicht auf — ich werde das aber nachholen."

Sie antwortet nicht. Sie gehen nun fort am Wasser, die Murazzi entlang hin — Männer und Knaben suchen auf denselben nach Taschenkrebsen.

Dann gelangen sie zur Landungsstelle — Gondeln und Barken schaukeln sich da, der kleine Dampfer kommt eben durch die Fluth . . .

„Carletto! Spiro!" ruft sie.

Zwei Gondoliere treiben mit leichten Schlägen ihr Fahrzeug heran.

„Ecco là, Signora!" sagt der eine, „Siam pronti, bella Madonna!" der andere, indem er die Kissen der offenen Gondel richtet. Der Fremde neigt dazu anerkennend das Haupt, diese Schönheitsempfindung,

welche in den Kindern des Volkes steckt, hat etwas Rührendes für ihn.

Die Hoffnung, daß sie vielleicht einen Dampfer benutzt und er somit an ihrer Seite bleiben kann, ist indeß vereitelt. Er winkt einem andern Barkenführer, in der Absicht, ihr von fern zu folgen.

„Mein Herr," sagt sie, als sie den Fuß bereits auf den Rand der Gondel gesetzt, „es war eigentlich ein ganz nettes Abenteuer. Und ich habe Ihnen nochmals zu danken."

Wenn sie ihm die kleine, schmale Hand doch gereicht hätte, mit welcher sie sich auf den Arm des Gondoliers, des schwarzäugigen Burschen, stützt! Nun sieht sie zurück, sich in die Kissen lehnend.

„Wirklich, ich werde es kaum so bald vergessen!"

Dann gleitet die Gondel davon.

Er kommt sich vor wie ein unnützer Knabe, den man nicht mitnahm, weil er gar so ungeschickt ist — derselbe kraftvolle Fluch, den vorhin die erschrockene Schildwache gebraucht, drängt sich auf seine Lippen.

Eben will der Fremde seine Barke besteigen, da legt sich eine Hand auf seine Schulter.

„Vetter Frank — das fügen ja die Götter! Langweile mich nun schon drei Tage in dieser Wasserstadt — nein, wahrhaftig, das ist herrlich!"

Es ist der lustige, kleine Roderich von den Husaren — und er muß mit ihm Hände schütteln und die nöthigen Fragen stellen. Rod ist ein lieber Mensch, aber jetzt möchte er ihn doch über alle Berge wünschen.

„Na, Du bist ja doch ein Reisender par excellence! Du wirst mir das unbedingt Nöthige von der Kunst zeigen, brauchst manchmal auch nur zu sagen: Du, Rod, da bist Du gewesen, genügt auch. Merke mir bei meinem kolossalen Gedächtniß ja doch die schwierigsten Adressen. Weißt Du, was mich in dieser Wasserstadt, wo es keine Pferde und nicht mal Wettrennen giebt, am meisten interessirt? Der gute Wein, den man hier in gewissen Kneipen finden soll, und die schönen Venetianerinnen. Nämlich, wo stecken die denn? Ich habe in den drei Tagen noch keine entdeckt!“

Und da fährt sie nun gerade hin, die lebendig gewordene Tiziansche, Veronesische oder Tintorettosche Gestalt — Frank möchte mit dem Fuße aufstampfen. Aber das hilft doch nun alles nicht mehr. Und wenn er die Selbstverleugnung so weit triebe und den guten Rod auf die Gondel da hinten noch aufmerksam machte, an ein Einholen ist gegen das größte Trinkgeld nicht mehr zu denken. Der Dampfer — ja! aber dann können die flinken Kerle in einen Seitenkanal einbiegen, sobald die Riva dei Schiavoni erreicht ist. —

„Na, Du machst ja ein gänzlich niedergeschlagenes Gesicht, Frank — das ist wahrhaftig wenig ermuthigend. Nichts mit der Hoffnung auf venetianische Abenteuer? Wenn durch die Piazetta die Abendluft weht, dann weißt Du, Ninetta, wer harrend dort steht! — Na, und „gondle mir, mein Gondolier, gondelnd zu ihr“, was der kleine Arnstein immer so köstlich sang, wenn er in Droschke zweiter Güte zu seiner reichen, geizigen Tante fuhr. — Ne, Frank, wirklich, thu auch mal, als ob Du Dich freust, einen Menschen zu sehen, Du alter Diogenes!“

Er verzieht das Gesicht zum Lachen, es geht doch nun nicht anders — aber in ihm sagt es: „Zu spät — jetzt ist nun die Gondel schon außer Sicht — und ich hatte mich nicht mal vorgestellt, weil ich fühlte, sie würde es mir danken, wenn ich dem kleinen Abenteuer seinen vollen Reiz ließe.“ Rod schiebt den Arm in den seinen, und so schlendern sie dahin. —

„Zum wenigsten,“ sagt der Husar, „kaufe ich mir ein Dutzend schöner Photographien von Naya, nenne sie Peppina, Gigia u. s. w. und renommire zu Hause damit. Du, mein guter Junge, scheinst mir absolut kein Talent zum Fremdenführer zu haben!“

Vier Tage fährt Graf Frank Drebkau von Gasthof zu Pension, nach dem Lido und den Giardini, um

Nachfrage nach der rothhaarigen deutschen Dame zu halten. Man will zehn solche hier gesehen haben und dort gar keine.

Er besucht alle Galerien, Paläste, er streift auf den verfallenen Kirchen des Lido umher und fährt nach der Gräberinsel — umsonst. Rod ist sein Opfer, müde und matt sinkt der Abends zusammen und macht vergebliche Versuche, sich gegen solche Gründlichkeit zu sträuben. Nun kommen die Kirchen dran, da protestirt der hübsche Husar energisch und reist nach Florenz. Franz Drebkau aber kommt nicht wieder auf die Spur der verschwundenen Schönen.

9. Kapitel.

Frau von Britz, eine kleine, rundliche Dame, steht an einem Fenster des Europäischen Hofes in Baden-Baden — sie ist nie im Auslande gewesen und liebt immer da fremde Bezeichnungen, wo sie mit guten deutschen auskommen könnte. Sie ist sehr kurzsichtig und muß fast beständig die Lorgnette gebrauchen, und sie ist sehr neugierig, darum muß sie den Lebenslauf aller Menschen kennen, die ihren Pfad kreuzen — aber sie hat das beste Herz von der Welt. Selber eine Bürgerliche, die Tochter eines norddeutschen Großkaufmanns, hat sie die eine große Passion, mit Hochgeborenen zu verkehren, und es ist ihr gelungen, an kleinen mediatisirten Fürstenhöfen ab und an zu Gast zu sein. Sie ist gescheit und witzig, und junge Herren lassen sich das patronisirende Wesen der alten Dame ganz gern gefallen — unter diesen Adoptivsöhnen sind zu ihrem Stolze sogar Prinzen.

Sie richtet eben ihre langstielige Lorgnette auf

eine Dame in tiefer Trauer, die langsam von dem Promenadenweg herüber auf den Gasthof einbiegt.

„Immer allein, stets diese ernsthafte Miene, aber ich wette, distinguirt, trotz dieses bürgerlichen Namens. Es intriguirt mich, zu wissen, woher sie kommt.“

Sie klingelt ihrer Kammerfrau, die im nächsten Raume ist.

„Johanne, haben Sie die Jungfer der Dame gesprochen?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Sind Sie ganz sicher, daß sie nur Wakendorf heißt?“

„Frau Isa Wakendorf!“

„Sonderbar!“ Sie nestelt an den Schleifen ihres Kleides. „Und?“

„Das Mädchen ist eine französische Schweizerin, erst zwei Monate bei ihrer Dame und lobt sie sehr. Sie lebt stets einsam, wie hier, nur um Kunst kümmert sie sich. Sie kommt von Paris — Wittwe. Monsieur muß alt gewesen sein, meint Fräulein Rose. Madame spricht nicht davon, aber — das fühlt sich heraus.“

„Es ist gut.“ Und als die Zofe verschwunden ist, schreitet die kleine Frau durch das Zimmer. „Untrüglich gutes Blut, das verleugnet sich ja nicht — sicher eine gezwungene Heirath, habe mir gleich so

etwas gedacht.“ Und der Roman der interessanten Fremden ist in Frau von Britz's Kopf fertig. „Und jetzt bin ich auch decidirt, sie heranzuziehen.“ Unstreitig die aimabelste Erscheinung hier, und meine jungen Freunde werden sich auch freuen, wenn neben der Tante Selma noch ein frisches Wesen sitzt. Man muß sich mit Jugend umgeben, das ist das beste Mittel, selber nicht alt zu werden.“

Um die Nachmittagsstunde begegnen sich die Damen im Corridor — Frau von Britz stützt sich auf einen Spazierstock, und der entgleitet ihr, als die schwarze, junge Dame gerade an ihr vorbeikommt. Mit einer schnellen Bewegung bückt sich dieselbe darnach und reicht ihn der Eigenthümerin.

„Wie charmant! Ich danke tausendmal. Ja, die Jugend hat eben das beneidenswerthe Vorrecht, beweglich sein zu können.“

Eine stumme Verbeugung, aber Frau von Britz hält ihr die Hand hin, so vertraulich lächelnd, als sei das gar nicht zum ersten Mal. „Wissen Sie, daß mir der Zufall soeben zu Hilfe kommt als guter Alliirter; daß ich schon ein Attentat auf Sie beabsichtigte? Ich seh' Sie immer so allein — das ist nicht gut, selbst nicht, wenn man traurig gestimmt ist.

Wenn Sie ab und an mit der Gesellschaft einer alten Frau fürlieb nehmen mögen . . .“

„Sie sind zu gütig!“

„Egoistisch, nur egoistisch, denn ich sehe gern Jugend und ein hübsches Gesicht um mich — und nun sagen Sie mir auch den Namen. welcher zu dem Ihrigen gehört!“

„Isa Wakendorf — ich bin Wittwe . . .“

„Ah — geborene?“

Die Dame überhört das, sie scheucht eine kecke Fliege von ihrer Braue.

„Ja, ja, die Fliegen,“ sagt Frau von Britz, „recht lästig in diesem Jahre. Würden Sie mir wohl Ihren Arm für die paar Schritte nach der Terrasse leihen, meine Gute? Da geht sich's noch viel besser als am Stock. Sie sehen, ich nütze meine Chance — il faut profiter de l'occasion — ja, ja, das lernt sich im Alter, wo man bequem wird.“

Isa lächelt und willfahrt, und als der geschützteste Platz erreicht ist, welchen die graue Dame als ihr Privilegium beansprucht — sie ist in dieser Beziehung überall sehr findig —, ergiebt es sich ganz von selbst, daß man noch ein Weilchen beisammen bleibt.

„Nun müssen Sie erst die kleinen Prinzessinnen von Bahrenfeld sehen, die mich jeden Nachmittag um

diese Zeit besuchen, wenn sie mit ihrer Gouvernante hier vorbeikommen — Prinzeß Ika und Mika, die wahren Engelchen. Ich bin sehr befreundet mit ihrer schönen Mutter, der Fürstin Olga, einer gebornen Prinzeß Kawenitwow — Sie wissen doch, tscherkessischer Abstammung, man nennt sie in der Gesellschaft den „schwarzen Schwan“ — originell, was?“

Die junge Frau giebt das mit einem graziösen Neigen ihres kleinen Kopfes zu; Frau v. Britz mustert durch die Lorgnette ihre Toilette, die sehr einfach aussieht, aber tadellos sitzt.

„Meine Beste, ich wette nie — aber ich möchte behaupten, das ist ein erster Tailleur, der Sie bedient hat.“

„Frankfurt, gnädige Frau . . .“

„Und Frank dazu . . .“

„Getroffen!“ sagt Isa.

Frau von Britz ist mit sich zufrieden und mit der Kleinen, wie sie die Fremde vorläufig nennt, auch. Sie wird sie für einige Tage beschäftigen und unterhalten, bis Gräfin Alexe kommt, die alte Freundin, deren Umgang ihr überall Relief giebt. Und noch ehe die sehr frisch aussehenden, aber äußerst schüchternen kleinen Durchlauchten Ika und Mika ihre Knixe gemacht haben, weiß die alte Dame, daß Frau Isa

Wakendorf in der That die Gattin eines ältern Mannes war, und daß sie ganz allein in der Welt steht, hat sie die Norddeutsche erkannt und sich durch eine Frage durch die Blume versichert, daß sie auch eine reiche Frau ist. Abenteuerliches haftet ihr durchaus nicht an, davon ist sie überzeugt.

Aber die Hauptsache fehlt ihr doch noch. Sie legt mit einem Lächeln ihre breite Hand auf die schmalen Finger der neben ihr Sitzenden und sagt nach einer Pause mit recht klarer Stimme: „Und nun — welche Geborne?“

„Ah, Tante Britz!“ klingt es da fröhlich neben ihr, „das ist ja die angenehmste Ueberraschung, die einem werden kann! Schlanker sind Sie nicht geworden, Tante Selma, aber lustig können wir wohl noch sein, wir alten Häuser, wie?“ Und ein lachendes Gesicht wendet sich ihnen zu.

„Ah, Durchlaucht, Prinz Victor!“ Sie schnellt von ihrem Stuhle auf und macht einen tiefen Knix und dann erst legt sie ihre Hand in die ihr entgegengestreckte. „Durchlaucht, das ist wirklich aimable!“

Ein hochgewachsener, junger Mann läßt die muntern Augen von dem Gesicht der Frau von Britz nach dem Isas gleiten.

„Gnädige Pseudotante,“ mahnt er leicht, und sie

stellt feierlich vor, mit einem Anflug der Genugthuung. Gleich in der ersten Stunde kann sie der neuen Bekannten zeigen, mit wem sie umzugehen gewöhnt ist. Der Prinz, sonst ein wenig skeptisch zurückhaltend den „Auflesungen“ der alten Dame gegenüber, ist diesmal ganz besonders liebenswürdig und sagt: „Coup gegen Coup, halten wirs nicht so im Damespielen, Tante Britz? Ich kann mit einer Gegenvorstellung dienen — ich traf am Conversationshaus einen lieben Bekannten. Bitte, Graf!“ — Und als sein Begleiter, welcher ein paar Schritte zurückgeblieben ist. bei der Erkennungsscene, sich genähert, heißt es: „Graf Drebkau auf Dönnitz — hier die Allerweltstante —“ und dann wiederholt der Neugekommene seine Verbeugung vor Frau Isa Wakendorf.

Sie erkennen einander sofort, aber als sei's ein Einverständniß, verräth das weder Blick noch Ton. Sie sprechen über das Gleichgiltigste, das Wetter, die Reisewege nach Baden, während der Prinz Frau von Britz an lustige Schwänke erinnert, die er auf Schloß Dürrstein bei seiner Tante Alexe ausgeführt, auf Kosten der kleinen Dame, die für alles noch heute ein fröhliches Lachen hat, aber Frank Drebkau's Augen leuchten und sagen: „Nun bist Du doch gefunden — nun doch!“ — auf Isas Wangen ist die Röthe erhöht.

Die Gruppe löst sich auf, der Prinz behauptet, daß man sich bald wieder sehen muß, daß kein Ort günstiger zu Ausflügen und Picknicks ist als Baden. Drebkau verbeugt sich, er hat keine besonderen Redensarten, aber er weiß, daß sie ihm nun nicht wieder entschlüpfen soll.

Die Herren gehen die Terrasse hinab und Isa benutzt den Augenblick, sich von ihrer neuen Beschützerin zu verabschieden.

Frau von Britz entläßt sie noch huldvoller, als sie sich ihr vorhin genähert — sie gefällt, das bestätigt ihren eigenen, guten Geschmack. Und dann, hier vor den Augen des Publikums vom Prinzen begrüßt worden zu sein, das macht ja hundertmal mehr Effect, als wenn er sich bei ihr melden ließ.

Die etwas kokette, kleine Haube, die auf ihrem Scheitel thront, sitzt noch grader als sonst, jede Falte ihres grauen Seidenkleides raschelt noch vornehmer, die echten Spitzen, welche vom Halse herabfallen, sehen noch kostbarer aus als gewöhnlich.

Als Isas schlanke Gestalt verschwunden ist, kommt der Prinz, welcher sich mit dem Grafen nur wenige Schritte entfernt hatte, zurück und schiebt seinen Stuhl möglichst dicht an den der alten Dame.

„Nun beichten wir, Allerweltstante!“

„Ich höre, Prinz!“

Er lacht. „Nein, so ist's nicht gemeint, ich will Sie nicht roth machen, Tante Selma, aber Sie sollen mir gestehen, woher Sie dies entzückende Geschöpf haben mit dem unmöglichen Namen!“

„Aber, Durchlaucht —“ der Titel kommt jedesmal mit Nachdruck, damit die Nachbarschaft ihn hört — „Sie wissen doch, ich bin vorsichtig, über alle Maßen precautiös! — Sie ist aus sehr guter Familie; die alte Geschichte — man zwang sie zu einer Heirath mit einem bürgerlichen Krösus. Mein Gott, kommt das nicht alle Tage vor? Eine junge, liebliche Blüthe, auf die der Reiffrost fiel — ja, das Leben ist ernst, sehr ernst, mon prince! Sie wissen, ich darf meiner schwachen Augen halber nicht weinen, sonst thäte ichs!“

„Tante Selma, Sie lassen doch nicht etwa Ihre Phanthasie wieder ein wenig ungezügelt spazieren gehen?“

„Wo denken Sie hin? — Hier auf der Stelle habe ich mir soeben vertrauen und sagen lassen . . .“ — Daß sie das Wichtigste immer noch nur vermuthet, entfällt ihr jetzt selber.

„O Prinz, sie ist mimosenhaft zart und so eingeschüchtert vom Schicksal! Und tadellose Manieren!

Die kann doch nur in einem guten Hause erwachsen sein — urtheilen Sie selber!“

„Nun natürlich,“ sagt der Prinz, mit seiner wohlgepflegten Hand den braunen Schnurrbart streichend. „Sie müssen ja Alles ein wenig überschwänglich nehmen — aber das thut nichts. Sie ist entzückend, Ihre Dame Rothhaar — und ich werde ihr diese drei Tage, die ich hier zu bleiben beabsichtige, ganz furchbar den Hof machen — trotz und unter Ihren strafenden Blicken. Après moi le deluge! Mag sie sich schließlich auch entpuppen — après moi . . .“

„Aber, Durchlaucht . . .“

Er lacht. „Ich spiele nur auf die Geschichte mit der zierlichen Miß Bird an, die Sie in Interlaken entdeckt und beschützt hatten — Tantchen, haben Sie denn wirklich ein so schlechtes Gedächtniß, daß Sie dies harmlose Gesicht machen? Miß Bird, die Tochter aus einer besten Bostoner Familie — Tante Selma, Ihr Vortrag über die alten, vornehmen amerikanischen Familien war musterhaft! — Miß Bird, eine Millionairin, die sich den Vorzug gestatten durfte, häßlich zu sein — Miß Eveline Bird, der Sie mich fast damals verkuppelt hätten, weil Onkel Waldemar die Laune hatte, meine Schulden nicht bezahlen zu wollen — und weil mir Alles gleichgiltig war — entpuppte

sich als die Tochter eines Trödlers aus Hoboken und ihre Millionen wurden zu Groschen — Tante Selma; es war hart, daß Ihr cunning eye sich so hatte täuschen lassen!“

Die alte Dame lächelt sauersüß, der Prinz bietet ihr aber zur Genugthuung den Arm und führt sie nach ihrem Zimmer. Sie weiß, daß ihr Aller Augen folgen werden, und das ist die Hauptsache. Dann sucht Prinz Victor zu Lautenbach den Grafen Drebkau auf, um ihm die Biographie der schönen, rothhaarigen Dame mitzutheilen.

* *
*

Frau von Britz hat ihrer jungen Begleiterin vorgeschlagen, den Wagen zu verlassen, als die eigentliche Stadt und die Anlagen hinter ihnen liegen, und eine Strecke weit den Weg nach der Iburg zu Fuß zurückzulegen. Sie ist eine leidenschaftliche Fußgängerin; für diejenigen aber, welche sie zu ihren Spaziergängen auffordert, ist's eine Geduldprobe, langsam Schritt für Schritt zu machen. Sie stützt sich schwer auf; Isa dankt es ihr, daß sie nicht viel spricht, um den Athem zu schonen.

„Vielleicht treffen wir den Prinzen und Drebkau!“ sagt Frau von Britz auch heute wieder. Dreimal hat sich dieses „Vielleicht“ bei den täglichen Ausflügen, zu

welchen die Damen die junge Frau auffordert, schon bewährt. Jedesmal hat Isa nach einem Grunde gesucht, um abzulehnen, nur wenn sie ihn unschwer gefunden, hat sie fast schüchtern zugesagt. Es ist gewesen, als sehe sie Graf Drebkau an und seine ausdrucksvollen Lippen sprächen ein „Bitte“. Und doch hat er noch nie mündlich ein solches Wort an sie gerichtet — das, was sie zusammen sprachen, gab keinerlei Anlaß dazu, noch suchte er eine. Es ist nur eine eigenthümliche Empfindung, welcher sie nachgiebt — und nicht ungern, wie sie sich ohne Heuchelei gesteht.

Die stattliche Erscheinung des Grafen, sein ungesucht, wahrhaft vornehmes Wesen hatten ihr bei jener ersten Begegnung am Lido einen tiefen Eindruck gemacht. Sie hätte in den zwei Tagen, welche sie noch in Venedig zubrachte, auch wohl gewünscht, sie möchte ihm nochmals begegnen, aber der Zufall half nicht und sie nahm an, daß der Fremde sich auch wohl keine Mühe gegeben habe, ihn herbeizuführen. So that sie sein Bild und die Erinnerung an das kleine Abenteuer zusammen mit den Kunstwerken und Eindrücken, welche ihr unvergeßlich bleiben sollten.

Dem, was hätte sein können, wenn sie einander nochmals wiedersahen, dachte sie nicht nach — sie ist keine Träumerin, sie rechnet nur mit der Wirklichkeit.

„Vielleicht“ sagt sie jetzt — „vielleicht“ — und sie wünscht, daß Frau von Britz vorsichtige Prophezeiung sich bewahrheiten möge. Sie ist gern in der Nähe Drebkau's — weiter giebt sie sich keine Rechenschaft.

Es hat etwas Ermüdendes, dieses schlurfende Gehen der grauhaarigen Dame, sie fühlt den Druck auf ihrem Arm; aber sie ist geduldig. Eine seltsam weiche und tiefe Stimme hat der Graf und sie hat nicht gewußt, daß man so herzenshöflich und männlich zugleich sein kann.

„Die gute Erziehung“, pflegt Frau von Britz immer zu sagen, „die sich eben bei unsereinem nicht verleugnet.“

In ihren liebevollen Blick schließt sie allemal Frau Isa mit ein — sie glaubt jetzt an ihre eigene Erfindung, an die Geschichte von der guten Familie und der erzwungenen Heirath und hat die Frage nach der Gebornen gar nicht wieder erneuert.

Ah! Isa zuckt plötzlich zusammen, es geht wie ein Ruck durch ihren Körper, ihr Arm, welcher Frau von Britz stützt, sinkt herab.

Die Dame steht still, hebt den Blick und fragt: „Was ist denn, meine Liebe, was kann Sie so erschreckt haben?“

„Zündhölzer! Zündhölzer!“ sagt eine müde Stimme.

Der Blick der Dame folgt der Richtung, aus welcher sie kommt, gleitet wieder zu Isa zurück und dann fragt sie noch einmal: „Aber, was haben sie nur?“

„Kalender, Zündhözer, Kalender!“ klingt es wieder herüber.

Ganz blaß, unbeweglich steht die junge Frau und starrt auf eine Gestalt, die am Wege, am Stamm eines Baumes sitzt. Ein Bettler ist's, ein Unglücklicher, dem beide Beine fehlen — Lederstumpfe da, wo die Knie sind, und Stelzfüße drangeschnallt — eine Trage hängt an einem Gurt vom Halse herab, auf der die Waare liegt, welche er feilbietet.

„Zündhölzer, Kalender“ — sagt seine monotone Stimme.

In der Linken hält er einen Baumzweig und wehrt damit den Mücken, die sich auf sein schweißgeröthetes, bestaubtes Gesicht setzen, die Rechte hebt mechanisch ein Schächtelchen empor.

Man hat ihn hierher zu seinem Tagewerk gesetzt.

Isa macht eine Bewegung, als wolle sie forteilen, aber sie kann nicht, die Glieder sind ihr schwer, sie ist so bewegungslos, wie der arme Krüppel, welcher warten muß, bis man kommt und ihm aufhilft. —

Ah! Frau von Britz glaubt ihre junge Begleiterin zu verstehen.

„Ja, meine Liebe, es giebt leider viel, sehr viel Elend in der Welt!“ sagt sie und sucht in den Falten ihres Kleides umständlich nach Tasche und Portemonnaie.

„Elend!“ -- wie ein rauher, empörter Schrei kommt das über die Lippen der jungen Frau, dann löst sich die Erstarrung ihrer Glieder und sie tritt auf den Krüppel zu.

Das blasse Gesicht tief zu ihm hinabbeugend, fragt sie: „Wie — wie habt Ihr das bekommen?“

Er ist wohl kaum gewöhnt, daß man ihn nach seinem Unglück noch befragt, genug, wenn die Vorübergehenden oder Fahrenden, bewegt von seinem Anblick, ihm ein Almosen in den Hut werfen oder ihm von seiner Waare abnehmen. So hört er denn auch nicht auf die Worte, blickt stumpfsinnig empor und sagt: „Die Dame will einen Kalender — hier . . .“

„Wie — Ihr die Beine verloren habt, will ich wissen!“

„Ach, ein Unglück, ein schweres Unglück! In einem Circus bin ich gestürzt — „Frau von Britz läßt ein Geldstück auf sein Tablett gleiten, er unterbricht

sich. „Gott lohns“, und steckts sogleich ein, und dann sieht er wieder in das weiße Gesicht.

„Gestürzt, vom Trapez, ein harter Fall! Ja, ja! Und lange krank gelegen und der Kopf, der schmerzt auch noch ab und an — wohl länger schon als vier Jahre mag es gewesen sein. Man kann sich nicht mehr so auf alles erinnern, wissen Sie, der Kopf.“ Und dann schlägt er mit dem Blätterwedel nach den Mücken und beginnt seine Anpreisung aufs Neue; „Zündhölzer, Kalender . . .“

„Großer Gott“ — sagt Isa mit einem vernehmbaren Stöhnen.

„Ja, schrecklich, in der That!“ bestätigt Frau von Britz.

Der ehemalige Trapezkünstler nickt vor sich hin.

„Ja, gesund und frisch und dann auf einmal so — so! — Und daß man zuweilen dran denken muß, daß es anders gewesen ist, das ist das Schlimmste!“

„Wollen wir nicht gehen, meine Beste?“ fragt Frau von Britz in sanft mahnendem Tone. „Derartige Emotionen schaden immer — und das Elend schafft man nicht aus der Welt.“

Aber Isa hört gar nicht auf sie.

„Von dem Trapez“, murmelt sie, als müsse sie sich's nochmals vergegenwärtigen.

„Ja — und ich habe was gekonnt und ich hätte es wozu gebracht, das sagen sie alle! Aber nun ist es damit vorbei.“

Isa preßt ihr Tuch an die Lippen, um nicht laut aufzuschreien.

„Ach, die Mücken!“ sagt der arme Krüppel und wehrt sich gegen seine Peiniger.

Da nimmt Isa das Tuch und wischt ihm die Stirn ab, jagt die Mücken fort, legt das kühlende Leinen dann neben ihn und fragt halblaut: „Seid — Ihr — ein Badenser?“

„Nein, meine Dame, ich bin weit her, Henrich Gesecke aus Steina. Ich habe einen ordentlichen Gewerbeschein, alles, wie es sein muß!“ und damit deutet er auf seine Brusttasche. Er hat auch seinen Geschäftsstolz, der arme Bursche.

Es sieht aus, als sprächen die noch immer blutlosen Lippen der schönen Frau das Gehörte nach, den Namen, den Ort. Dann faßt sie nach ihrer Börse und wirft den ganzen Inhalt derselben zwischen die Zündholzschachteln und die Büchlein, Gold, Nickel, Papier.

Frau von Britz schreit auf: „Mein Gott, Sie plündern sich ja ganz aus, chérie, Sie sind zu impulsiv!“

„Dame, liebe Dame!“ stammelt der Krüppel und

schüttelt den Kopf und streckt ihr in seiner Verlegenheit und Freude die Hand hin, sein Ton ist zwischen Schluchzen und Jauchzen.

„Dame — liebe Dame — Gottes Lohn!“

„Das ist ja ein kleines Vermögen“, murmelt Frau von Britz, „und Sie wissen nicht einmal, ob der Mann das auch verdient — wie seine Lebensführung ist.“

Die schmalen Finger liegen in den beschmutzten, rothen des Krüppels, eine flüchtige Sekunde nur, dann richtet sich die elegante Dame auf. „Gottes Lohn. . . . Seht zu, Mann, daß man Euch das nicht abnimmt“, mahnt Frau von Britz, „seid vorsichtig und führt einen ordentlichen Lebenswandel.“ Dann schiebt sie ihren Arm wieder in den Isas.

„Wissen Sie, das fällt auf die Nerven.“

Die Zähne der blassen Frau schlagen hörbar auf einander.

„Welch ein Unglück, in solch einer Volksschicht geboren zu sein!“ seufzt Frau von Britz. „Und nun steigen Sie ein, nun wollen wir fahren!“

---

10. Kapitel.

Prinz Victor kutschirt den Break, Graf Drebkau sitzt an seiner Seite; unbeweglich, die Arme gekreuzt, lehnt der Diener hinter ihnen. Er ist ein blonder, sehr stattlicher Mann, seine müden, blauen Augen gleiten gleichgiltig über die Bäume, die Fußgänger, die Insassen der Gefährte, welche vorbei rollen. Die Modedame fesselt so wenig sein Interesse wie das hübsche Bürgermädchen, welches vorüber geht.

„Sieh, den fährt sein Herr spazieren", sagt ein Junge und stößt den andern an, und dann lachen sie beide vergnüglich und meinen einen Witz gemacht zu haben.

Ein armer Teufel am Wege ruft dem rollenden Wagen etwas nach, die Herren achten gar nicht darauf, die Stimme verhallt und Friedrich denkt: „Man muß eben nicht am Wege liegen bleiben — man kann es schon zu einem behaglichen Sitz bringen, wenn man geschickt ist."

Prinz Victor sieht über die stolzragenden Tannen hin und stößt dann einen vernehmlichen Seufzer aus.

„Nun“, sagt Drebkau, „das war etwas laut gedacht und galt kaum der Sehnsucht nach Tante Selma.“

„Wahrhaftig, um diesen Orakelspruch zu thun, braucht man nicht der geistvolle Frank zu heißen — ich dachte, ehrlich gesagt, wie schön die goldene Freiheit ist.“

„Die Sie ja in vollem Maße genießen, Prinz!“

„Wie lange noch“, seufzt der wieder, giebt den Trabern ein Zeichen, schüttelt den hübschen Kopf und setzt dann hinzu: „Ich fürchte eben, lieber Graf, nicht mehr allzu lange.“

„So —“, macht Drebkau gedehnt.

„Ja, ja, man findet, meine Herren Brüder natürlich und vor allem Fürst Wilhelm, daß es Zeit ist, seßhaft zu werden.“

„Hm!“

„Nein, wahrhaftig nicht allein wegen der paar Schulden, die sich immer wieder einschleichen, der Teufel weiß wie — aber sie sind da, durch irgend eine Ritze geschlüpft! Dafür fände sich Aus- und Abhilfe — ich weiß, Drebkau, Sie brauchen gar nichts zu sagen. Aber da ist das Ländchen, auf dem wir

einst souverain waren, Fürst Wilhelm hat nur Mädchen, Prinz Albert ist krank und hat jeden Ehegedanken aufgegeben — nun erzählt man mir von allerhand Pflichten. Sogar die Königliche Hoheit fing gestern ganz unverblümt davon an — und diese Pflichten zeichnet man mir ziemlich klar vor.; Prinzeß Hella, meine Cousine auf Hausen, eine wohlerzogene, fromme Prinzeß, sehr reich — und sehr, sehr wenig Aeußeres."

Drebkau sagt gar nichts auf diese Worte, er liebkost seinen Bart.

„Und gerade jetzt, mein lieber Graf . . ."

„Jetzt — Durchlaucht?" Die klugen Augen sehen den Nachbar etwas forschend an.

„Nun ja doch, wo ich auf dem Wege bin, mich mal wieder zu verlieben. Nein, wahrhaftig, was man so ernstlich verlieben nennt. Ich habe wirlich erschreckend lange kein tiefer gehendes Interesse gefühlt. Aber, so zwischen Thür und Angel, nein, das ist nichts — das ist wie der Schritt eines Gläubigers, der hinter uns erklingt." — Und er senkt traurig das Haupt und ruft den Thieren eine Liebkosung zu.

„Ah, nun glaube ich zu wissen . . ."

Prinz Victor legt seinem Nachbar die Hand auf die Schulter. „Natürlich, ist sie ja einzig — Rasse, kein Zweifel, und so etwas Pikantes und Anständiges

zugleich in ihr. Man weiß gar nicht, welchen Vergleich man hervorholen soll. — Ist ja auch einerlei! Wissen Sie, ich dachte, Sie hätten sich auch ein wenig erwärmt — neulich fühlte ich sogar eine eifersüchtige Regung, in einem unbewachten Momente sah die schöne Frau Sie mit einem so seltsamen, tiefen Blicke an — ich war im Begriff, an etwas wie Einvernehmen zwischen Ihnen Beiden zu glauben — dann war's freilich doch wohl ein Irrthum!"

„Ein Irrthum!"

„Seh'n Sie! Und nun Tante Selma, die das Feuer noch schürt, sie weiß gar nicht genug Liebenswürdiges von ihr zu berichten, und ich machte auf der Stelle einen dummen Streich, wenn nicht die Pflichten da wären für das Majorat, die Ahnenforderungen und die eifersüchtig wachenden Augen der Agnaten . . ."

„Was nennen Sie so, Durchlaucht?" — Die Stimme des Anderen ist plötzlich etwas rauh geworden.

„Aber, lieber Drebkau, Sie müssen doch auch wissen, daß man Frau Isa mit dem scheußlich plebejischen „Wakendorf" dabei nur — mit der bewußten Verbeugung nahen kann: Madame, hier ist mein Herz, beglücken Sie mich mit Ihrer Hand! Oder" — wie ein fröhlicher Strahl blitzt es aus den Augen des Lebenslustigen — „hätten Sie Ursache, anderes . . ."

„Mein Prinz, ich verehre und achte die Dame!“

„Klingt feierlich genug,“ lacht Prinz Victor und wirft dem Diener, der sofort herabspringt, die Zügel zu. „Da wären wir, da sind die Damen und Sie können mit Ihrer respektvollen Verehrung sich der rothen Nixe nahen. Tante Selma, ich lege mich zu Ihren Füßen, die kleiner sein müßten, wenn sie der selige Heine, Ihr Zeitgenosse, in dem bekannten Gedicht von „den süßen Füßen“ gemeint hätte . . .“

„Erlauben Sie, Durchlaucht,“ protestirt die alte Dame, aber der Bewegliche ist schon bei Isa.

„Gnädige Frau, gestatten Sie mir die Bemerkung, daß Graf Drebkau ein unpraktischer Mensch ist, denken Sie darüber nach, die Erklärung bleibe ich Ihnen schuldig — ah — da überrasche ich mich mit meinen eigenen Worten — der Doppelsinn — wenn Sie ahnen könnten, wie einem „Schuldigen“ zu Muthe ist!“

Und dann sieht er einen Herrn, der drüben allein am Tische sitzt, scharf an, um im nächsten Augenblicke auszurufen: „Warin, sind Sie's oder Ihr Geist? Kommen Sie doch herüber!“

Sie schütteln die Hände und der Prinz stellt vor.

„Ah!“ sagt Graf Warin bedächtig, die kalten Augen prüfend über Gesicht und Gestalt der jungen

Frau gleiten lassend. „Ich — habe — das Vergnügen.“

Sie hält sich tapfer, ihre Lippen lächeln, als sie sagt: „Daß Sie sich erinnern, Herr Graf, ist liebenswürdig — es sind Jahre her.“

„Jahre, die Ihnen nichts anthaten, wie ich zu bewundern so glücklich bin,“ entgegnet er mit einer Verbeugung. „Wo — war es doch?“

Kühn, als muß sie die Brust einer feindlichen Kugel bieten, sagt sie das eine Wort Hannover.

„Ah, ja freilich, verzeih'n Sie! Ich habe seitdem die Welt umreist; der Namen sind so viele. Ich entsinne mich deutlich! Ein sehr lieber Mann, Ihr Herr Gemahl, alter Handelsherr. — Pardon, der Unterschied der Jahre trat stark hervor — Sie tragen Trauer?“

„Um meinen Gatten!“

„Ah — schmerzlich — ja, ja, der alte Herr liebte zuweilen ein Spielchen, wenn ich nicht irre, ganz unschuldig, sein Domino bei schwarzem Kaffee. Seh'n Sie, ich habe doch ein gutes Gedächtniß!“

Sie neigt das Köpfchen und lächelt wieder. Was will er — sie höhnen, den Andern Märchen erzählen? Hat er wirklich in den Jahren und in seinem bewegten Leben Einzelheiten und Figuren vergessen, würfelt er

sie durch einander? Wird er nicht in der nächsten Minute den Prinzen bei Seite nehmen und ihm alles erzählen? Um den wär's ihr nicht, aber Drebkau ...

„Meine gnädige Frau, ich habe die Ehre — auf Wiedersehen! Nicht wahr, das Wort gestatten Sie mir?" sagt Graf Warin, den Hut in der Hand.

„Aber, was fällt Ihnen ein?" ruft der Prinz. „Sie sind ja kaum in Baden eingetroffen!"

„Ich muß nach Straßburg, via Paris nach Nizza . . ."

„Ah — um diese Zeit . . ."

Warin zuckt die Achseln. „Fashionable ist's nicht, aber die Spieltische stehen in Monte Carlo wie immer — und in Paris finde ich Freunde, welche mich begleiten."

Ein Händeschütteln, dann besteigt er den Wagen.

„Armer Warin," sagt Drebkau, „er wird die Carriere abwärts machen, wie so viele dort unten!"

Isa lacht plötzlich, als wäre sie einer drohenden Gefahr entgangen — sie beschattet die Augen mit der Hand und sieht nach den Tannenwipfeln empor, sie findet die Ruinen entzückend und das Leben schön, sehr schön. —

„Un coeur d'ange!" versichert Frau von Britz dem

Prinzen und erzählt ihm die eben erlebte Scene mit dem Kunstreiter.

Drebkau wünscht Isa die Aussicht zu zeigen und Prinz Victor faßt das lebhaft auf. „Kommen Sie, Tante Selma, auf den Thurm!"

Die alte Dame schlägt die Hände zusammen. — „Ich? Aber Durchlaucht" — und dann sind die Beiden schon fort, und der Höfliche sieht sich veranlaßt, da zu bleiben. Ein etwas grimmiges Lächeln maskirt er, indem er seinen Schnurrbart zaust, und Frau von Britz sagt unschuldig: „Hier ist es ja auch so reizend — sehr reizend. Und ich will Ihnen die Geschichte von Kitty Wallace erzählen — hören Sie nur, Prinz eine ganz absonderliche Geschichte."

Droben lehnen Graf Drebkau und Isa stumm neben einander und sehen hinab in das weite Rheinthal — Felder, Wälder, Flüsse, Thürme — und schlangengleich winden sich die Eisenbahnzüge hin und her.

Ihr Auge sieht das, ihre Gedanken sind nicht bei dem Bilde. Welch' eine Angst das vorhin war, die sie durchzitterte — erst der arme Henrich und dann Graf Warin, aber das ging alles vorüber, um einem jauchzenden Gefühle Platz zu machen — es ist ihr, als habe sie Flügel bekommen und könne mit denen

hinausflattern in unbegrenzte Fernen. Und das will sie nicht einmal! Es ist ja so unbeschreiblich schön hier neben dem Manne zu athmen, den sie liebt. Ja, sie weiß es jetzt, das erste Mal liebt sie mit jeder Faser ihres Seins. —

Wenn Henrich sie erkannte, wenn Warin nur eine fragliche Andeutung gemacht hätte — ah, lieber todt, lieber da unten hinabstürzen, als in seinen Augen verächtlich! — Sie könnte es nicht ertragen! Sie ballt die kleinen Hände und athmet in kurzen Stößen.

Frank Trebkau's Blicke haben schon lange nicht mehr die Rheinebene gestreift oder sind über die dunkelgrünen Baumwipfel geschweift. Sie ruhen auf Isa's schlanker Gestalt. Sie trägt heute zum ersten Mal ein lichtes Grau — und ihm ist, als sei mit dem tiefen Schwarz eine Schranke zwischen ihnen gewichen. Und er denkt an die Stunde auf dem Castello di Lido, wie das Sonnengold ihren schimmernden Kopf umfloß, wie das Meer zu ihren Füßen rauschte und wie er sie dann kurze, beseligende Augenblicke an seiner Brust hielt.

Wenn er sich später der Scene erinnerte, lachte er sich aus — gelangweilt hat er sich dort wie überall in der letzten Zeit, die Gesellschaft, der Sport, das Weib — es war ihm alles gleichgiltig geworden —

und da hatte er sich der Abwechslung halber eingebildet, die junge Frau habe einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht! Nur war das Kuriose gewesen, daß er sie nicht vergessen hatte — und das Verhängnißvolle, daß er sie nun wieder fand.

Für ein Abenteuer, wie er so manches in der Erinnerung zu verzeichnen hatte, war sie zu gut — das fühlte selbst Prinz Victor. Seit er den vorhin hatte reden hören, war ein wunderliches Gefühl in seiner Brust. Prinz Victor war ein Mensch, der Glück bei Frauen hatte, ein liebenswürdiges Wesen, hübsche, lustige Augen und immerhin ein Prinz. Nein! Er beleidigt ja Isa feige — sie steht allein, schutzlos, wie's schien, und doch so sicher auf ihren kleinen Füßen. Jetzt stützt sie sich auf den Rand des Mauerwerkes, biegt sich ein wenig vor —

„Isa — meine Isa!"

Er hat sie zurückgerissen und sie liegt willenlos an seiner Brust.

„Meine Isa!"

Sie thut einen langen, erlösenden Athemzug, schließt die Augen und läßt es geschehen, daß er Wangen, Lider und Mund mit seinen Küssen bedeckt.

„Isa, nun lasse ich Dich nie wieder!"

Sie öffnet langsam die Augen und sieht ihn mit

einem strahlenden Blick an, die Lippen bewegen sich, aber es ist nur ein undeutliches Flüstern und er versteht sie.

„Sage nichts — ich weiß ja nun, daß Du mein bist, sein und bleiben willst — ich weiß es, Isa!"

Sie richtet sich auf und schaut umher. „Kann man denn so glücklich sein?" Sie möchte es hinausjauchzen in die weite Welt: „Ich bin geliebt -- ich liebe -- ja, kann man denn so glücklich sein?"

Sie weiß nicht, was war, und nicht, was werden wird — sie kostet die volle Seligkeit der Minute aus.

„Frank, ich liebe Dich!"

Und dann sind sie still, eine ganze Weile, und halten sich an den Händen und schauen einander in die Augen.

Da schallt ein lustiger Waidmannsruf empor, der Prinz ist's, der daran erinnert, daß sie wohl allein auf Thurmeshöhe, aber doch nicht vergessen sind.

„Wir müssen hinunter," sagt Drebkau, Isa den Arm bietend.

„Hinunter!" wiederholt sie in einem eigenthümlichen Tone, und dann geht ein Zittern durch ihre

Glieder und sie legt ihre Hand auf seine Schulter und den Finger der Rechten gegen die Lippen.

Er lächelt, sie verstehend. „Ich fürchte nur, meine Mienen werden mich verrathen — und die klugen Augen dort unten ohne besondere Vorstellung wissen, daß die zukünftige Herrin von Dönnitz an meiner Seite geht. Und das selige Gefühl, daß er mit sich selber noch so viel Aeußerliches zu geben hat, läßt sich nicht ganz unterdrücken. „Liebste, es sind sehr viele von und zu mit langen, alten Titeln, die sich an die Drebkau's heften."

„Du liebst mich, liebst mich, so wie ich da bin, so, wie ich war?" sagt das junge, schöne Weib in athemloser Hast und schmiegt sich an ihn und sieht mit küsseverlangenden Lippen zu ihm auf.

„Isa!"

Wie ein Schauder geht es über sie hin, als er sie fest gegen seine Brust preßt. Dann macht sie sich leise los.

„Dieser eine Augenblick ist ein ganzes Leben werth!" murmelt sie. Er küßt noch einmal ihre schlanken Hände, dann steigen sie schweigend hinab.

Frau von Britz hebt den grauen Kopf.

„Meine Liebe, das mußte ja herrlich dort oben sein; Sie sehen ganz verklärt aus!“

„Herrlich!“ — Ein langer, halb klagender Seufzer begleitet dieses Wort der schönen Frau.

Die Lorgnette gaukelt in den rundlichen Händen auf und nieder.

„Oder macht es die helle Farbe, die Ihnen so gut steht?“

„Hm!“ — Prinz Victor wirft die Cigarette fort, welche ihm seine alte Freundin gestattet hat. — „Das kommt wohl mehr von innen heraus,“ meint er.

„Ich opponirte ja lange schon gegen das häßliche Schwarz — es ist meine Idiosynkrasie! Nein, lachen Sie nicht so grimmig, Durchlaucht, alte Leute dürfen ihre Eigenheiten haben! Sie werden auch schon einmal nicht frei davon bleiben! Ich lese zum Beispiel nie einen Brief mit einem Trauerrande — das heißt, ich schneide ihn vorher ab.“

Sie nickt, wie bei einer Staatsaction, würdevoll dazu mit dem Haupte.

„Eine sublime Idee von Tante Selma, was?“ lacht Prinz Victor und sieht dann scharf in Drebkau's Gesicht. Und in der nächsten Minute hat er so geschickt mit seinen Stellungen manövrirt, daß er den Grafen isolirt hat und unbeachtet sagen kann:

„Freund Drebkau, keine Verstellung! — sie gelingt Ihnen nicht. Und ich sage nur eins: Sie sind zu beneiden — von der Frau geliebt zu werden.“

„Durchlaucht . . .“

„Ja, ja — Prinzeß Hella hat Glück!“

11. Kapitel.

Frank Drebkau wandert in leichter Morgenkleidung in dem Salon umher — der Thee steht auf dem Tische, die Zeitungen liegen daneben, auch ein paar große Geschäftsbriefe aus Dönnitz vom Inspector — er beachtet das Alles nicht. Er sieht auf die etwas verschlissenen, rothseidenen Vorhänge, die goldlehnigen, gebrechlichen Stühle, die mit einer Decke behängte Couchette — jedenfalls sind Mängel darunter verborgen —, die Nippessachen, welche so bunt durcheinander gewürfelt sind, und lächelt. Wenn er's zusammenzählt, hat er Jahre in solchen Hotelräumen verbracht, bald hier, bald dort — das ist eigentlich recht häßlich, wenn man ein schönes Schloß auf waldiger Anhöhe stehen hat mit Zinnen und Thürmen und Urväterhausrath, und zwar seit man majorenn ist, konnte man dort hausen und ist nur immer flüchtig eingekehrt.

„Wann wirst Du seßhaft?“ hat seine Mutter mit

einem klagenden Blicke noch am Tage vor ihrem schnellen Tode gefragt, und Tante Helmtrudis, die er seinen Schloßverwalter nennt, hat ihm die sehr langen und ungemein knöchernen Finger auf die Schulter gelegt: „Ich fürchte — ich fürchte, Du bist nicht besser als unsere ganze Jugend heutzutage, Frank! Ungebundener, bezaubernder Lebensgenuß und endlich der Ueberdruß daran bis zum Ekel! Und dann ist es zu spät zu einem Leben hier, wie es Deine Ahnen geführt haben."

Bah — seine Ahnen sind freilich nicht in die Versuchung gekommen, in lustiger Gesellschaft Vorstellungen irgend einer kecken Operette in einem Theater der Residenz beizuwohnen — das hat alles die Neuzeit gebracht, Operetten, moderne Anschauungen und die Lebensweise, welche daraus resultirt. Warum hat er anders sein sollen, als die anderen? Sie haben ja sämmtlich ihren Stolz gehabt, die jungen Söhne aristokratischer Familien, die so mit einander durch die goldene Jugendzeit taumelten, auf den alten Namen, die Scholle, auf welcher das Stammhaus steht, die rechtschaffenen Eltern und die schönen Schwestern — aber mein Gott, sie selber gehörten doch nun mal einer anderen Zeit an! Und das Leben ist kurz und die Jugendtage gehen rasch hin — verteufelt rasch!

„Ahnen“, hatte die kleine Annette gesagt, welche vom Schänkmädchen zur jugendlichen Liebhaberin an einem Vorstadttheater avancirt war, und ihr Stumpfnäschen von der Bonbonniere erhoben, mit der sie sich stets zum Schaden ihres Figürchens zu viel beschäftigte, „das sind ja wohl alte, langweilige Herren in Rüstungen und Frauen mit sehr langen, spitzen Taillen und goldenen Ketten — brrr! Eine kleine Ewigkeit todt! — Wie kann sich denn ein vernünftiger Mensch noch um die kümmern?“ Und sie hat so treuherzig und dumm zugleich mit den blauen Augen zu ihm herüber gesehen. Er hat lachen müssen.

„Ja sehen Sie, Annette, das ist eine Sache,“ hat der kleine, dicke Baron Sponn beginnen wollen, „Ahnen, die hat man oder hat sie nicht, kaufen kann man sie nicht. . . .“

„Das ist zu dumm,“ hat sie seine langathmige Rede abgebrochen, „einfach dumm, was ich nicht kaufen kann . . .“

„Kaufen lassen,“ hat Graf Wellheim verbessert.

„Das hat ja nun gar keinen Werth und gar kein Interesse für mich — nein, ich muß schon bitten, mit den Ahnen will ich auch gar nichts zu thun haben.“

Sie haben sämmtlich gelacht und Annette mit den kleinsten Ohren und den großen Brillanten darin, die

ihn sehr viel gekostet haben, für die originellste Person der Welt erklärt.

Der Ahnen würdig — aus dieser veralteten Devise haben sie sich alle nichts gemacht, lustig gelebt, mit dem Einen getrunken, mit den Anderen gespielt, immer umgeben von eleganten und hübschen Frauen; mochten sie heute einer niederen Stufe angehören, mochten es morgen Damen der großen Welt sein, welche die Cigarette zwischen die Lippen schoben und von Pferden und Hunden sprachen, wenn sie nur „fesch“, „chic“, lustig waren . . .

Ah, und dann kam eine Zeit, da wurden sie ihm alle zuwider, die Freunde mit den blassen Gesichtern und den dunkeln Schatten unter den Augen, dem zierlich frisirten Scheitel und der gähnenden Leere im Hirn — die kleinen Choristinnen und die pikanten, großen Künstlerinnen — und die Frauen der Gesellschaft.

Er flüchtete sich zu Tante Helmtrudis, wie in seiner Knabenzeit. Und sie nickte und schob die Brille auf der großen Nase — der Drebkauschen gebogenen — hin und her.

„Natürlich, wenn Du als Junge zu viel Pflaumenkuchen gegessen hattest, dann konnte Dich eine Zeit lang keiner mehr verlocken. Und nach der Krankheit

— weißt Du wohl — hast Du ihn nie wieder angerührt. Es mußte so kommen, die Uebersättigung mußte thun, was der Vernunft nicht gelang."

Er ging auf Reisen — und gewann dem Leben doch noch hier und da einen Reiz ab, und in sentimentalen Stunden bedauerte er sogar, daß er so bunt durch einander von den Speisen gegessen an der Lebenstafel . . .

Und dann sah er Isa . . .

„Es ist einfach elementare Gewalt", sagt er, der großen Dogge, die mit den klugen Augen jeder seiner Bewegungen gefolgt ist, die Hand auf den Kopf legend. „Wir müssen uns einfach unterwerfen, Bobby — Dir ist es ja auch so gegangen — und bist doch sonst so spröde. Aber was, Bobby, das wird ein Leben werden in dem guten, alten Dönnitz." Er sieht Isas schlanke Gestalt neben sich. „Wie wohnlich werden die Räume sein, wie köstlich wird es sich auf den Wegen im Park wandeln lassen, wie schön werden die Ritte weit hinaus auf eigenem Grund und Boden sein! Sie sitzt so prächtig zu Pferd! Mit Prinz Victor hat er sie neulich überredet — mit mädchenhaftem Erröthen hatte sie gestanden, daß sie seit langen Jahren nicht geritten — und wie flott gings dann die Lichtenthaler Allee hinab!

Dönnitz erscheint ihm auf einmal so lockend, werthvoll — er hat Zukunftsbilder vor den Augen — o, sie, sie!

Keine einzige unter all den Frauen aus den verschiedensten Lebensschichten hat er jemals gleich mit seiner Phantasie in den Rahmen versetzt — nun kann er sich das alte, graue Dönnitz gar nicht anders mehr denken, als die Corridore mit ihr durchschreitend, im Speisesaal sie an der Spitze der Tafel, in der Burgkapelle in dem Glasstuhl sie und sie wieder leise eintretend in sein Arbeitszimmer, sich über seine Schulter neigend — denn ernst arbeiten will er, das gehört zu dem Leben, wie er's mit ihr führen wird.

Prinz Victor ist doch ein guter Mensch — so schnell hat er sich in das gefunden, was sich ereignet hatte. Er hatte am gestrigen Abend Frau von Britz beschäftigt und geduldig ihre Geschichten angehört, und so konnte Frank von seinem Heim erzählen, von der alten Familie, aus der nur noch Tante Helmtrudis mit den klugen Augen und der gesunden Lebensweisheit und dem echten Drebkauschen Stolz da ist — die Schwester seines Vaters. Alles hat Isa gesenkten Hauptes angehört, um einen Schatten bleicher, als da oben auf dem Thurm, aber mit einem so glücklichen Lächeln um den Mund — und eine hingebende Weiche

ist in ihr gewesen .... Ja so, der Thee! Wahrhaftig kalt! Das wird die Burgfrau von Dönnitz in Zukunft auch nicht leiden — es hat am gestrigen Abend zu regnen begonnen, da sind die Vier im Salon der Frau von Britz gewesen und Isa hat die Tassen gefüllt. Wie das Hausfrauliche sie kleidete ... Mit einem tiefen Blick und einem Händedruck sind sie geschieden: „Auf morgen!“ hat er so harmlos gesagt, wie der Prinz zu der alten Dame — was aber lag für sie Beide darin?

„Kommen Sie mit in den Cercle?“ hat der Prinz gefragt.

„Ich? Ach ...“

„Schon gut — gehen Sie nur, Drebkau — so wie ich Sie und derartige Situationen kenne, werden Sie im Geschwindschritt jetzt die Lichtenthaler Allee hinunter rennen — vor dem Hotelfenster können Sie doch nicht stehen und singen: „Sie liegt und schläft und träumt von mir.“

Er hat heute Morgen an den schönsten Strauß gedacht, der in Baden zu finden sein wird, und dann über sich selber gelacht. Das würde ja lächerlich aussehen — und er muß warten, bis die Stunde kommt, in welcher er ganz unauffällig, wie sonst, sie begrüßen

kann. — Ah, das Warten ist ihm noch nie so unausstehlich gewesen! —

Er klopft — ein Brief, ein gewöhnliches, weißes Couvert, kein Parfüm, eine kleine, ein wenig unbeholfen aussehende Handschrift. Er kennt die Isas nicht, aber er weiß, daß die Zeilen von ihr kommen.

Wenn er sich nicht selber lächerlich vorkäme, hätte er den Brief geküßt — zum Glück sieht er noch die Bewegung in dem großen Spiegel und reißt ihn jetzt nur auf.

Natürlich, die Stunden sind ihr auch lang geworden. Ah, die unbeholfenen Züge haben etwas Rührendes; er ist deren überdrüssig, welche kalt und elegant auf dem dicken, glatten Papier standen, ihn manchmal mahnend, zu kommen, wenn er lieber gegangen wäre: „Mon ami, j'attends . . ."

Von den kleinen Damen, deren Kinderjahre in irgend einer Hinterhauswohnung verflossen waren, hat er sich niemals schreiben lassen — er hat eine Abneigung gegen mangelhafte Orthographie.

„Isa!" flüstert er, wie gestern Abend beim Scheiden, als er ihre Hand in der seinen hielt, „Isa!"

Dann liest er.

„Ich bin abgereist, Frank. Vielleicht — ich weiß

es nicht — ist meine Liebe stärker, als die Prüfung, der ich mich unterwerfen muß — dann sehen wir uns wieder — eins ist gewiß, stärker als der Tod ist sie. — Auf ewig Deine Isa.“

Er sieht die Worte an, welche er nicht versteht, er wischt über seine Stirn und blickt wieder auf sie hin. Dann klingelt er.

„Wer brachte den Brief?“

„Ein Commissionair aus dem Europäischen Hof.“

„Und er ist fort?“

„Jawohl, Herr Graf, fort.“

Das ist Isa ja auch — soll, muß er's glauben? Er schüttelt den Kopf und beginnt sich anzukleiden. Fassen kann er's nicht. Als er vor dem Gasthof aus dem Wagen springt, sieht er Frau von Britz, auf den Arm ihrer Zofe gestützt.

„Ah, lieber Graf, Sie finden mich ganz consternirt — sie ist plötzlich abgereist — eine Depesche soll gekommen sein — sans adieu, ohne Aufklärung, ein wenig gar zu unceremoniell, nachdem man sich ihrer so freundlich angenommen hat.“

„Wohin, wann — ich bitte Sie!“

Wäre die Dame nicht selber so erregt, so würde sein Ungestüm ihren Argwohn erwecken.

„Aber das weiß ja Niemand, mit dem frühesten Zuge, als ganz Baden noch schlief.“

Er schüttelt den Kopf, „ganz Baden“ schlief nicht — er wachte und träumte von seinem Glück. Frau von Britz nimmt die Bewegung für einen Zweifel.

„Ich werde Ihnen doch keine contes de fées erzählen, lieber Graf! Johanne hat sofort überall nachfragen müssen — ob wirklich eine Depesche für Frau Wakendorf gekommen ist. Du lieber Himmel, in einem Hotel, wo Fünfzig kommen, soll man darauf Acht geben! Ich habe schon an das Telegraphenamt gedacht — aber, giebt es da nicht Amtsgeheimnisse?“ — Sie schaut ganz ängstlich mit den runden Augen umher.

„Die Sache regt mich auf, aber ich hoffe, die Explication kommt nach, denn —“ sie hebt die Blicke zum Himmel — „es wäre geradezu eine blâme, wenn man sich in ihr geirrt hätte.“

„In ihr geirrt hätte“, spricht Drebkau mit blassen Lippen nach. „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ich habe eine Verabredung.“

„Das ist schade,“ meint die Dame, „Sie hätten mir helfen können zu combiniren, denn hier im Hotel weiß man nichts, gar nichts.“

Er wirft sich wieder in die Droschke und fährt nach dem Bahnhofe — dort kommt er sich sehr lächerlich vor, als er den Portier auszuforschen sucht und derselbe bekennt: „Mein Herr, es reisten so viele Damen heute ab — so sehr viele. In Trauerkleidung gewiß ein Dutzend.“

Er starrt wieder auf das Papier und faßt nur das Eine: Sie ist fort, sie konnte fortgehen und sein Herz mitnehmen, wohin sie auch gegangen sein mag.

Und dann sitzt er in seinem Zimmer und hält den Kopf mit beiden Händen. Was ist im Leben dieser Frau, daß sie ihn flieht, nach der Stunde, in welcher er sie an sein Herz genommen, wo er sich und ihr gelobt, sie vor allen Gefahren zu schützen. Es schüttelt ihn, wie ein Fieberfrost Eins ist ausgeschlossen; gespielt hat sie nicht mit ihm, sie liebt ihn, das war Wahrheit, das war echte Leidenschaft.

Warum verbirgt sie sich denn aber hinter Geheimnissen? Warum sagt sie nicht einfach: „Frank, vertrau mir!“

Als Prinz Victor am Abend bei seinem Freunde eintritt, hält ihm der stumm den Brief entgegen. Jener liest und zuckt die Achseln.

„Verloren?“ schreit Graf Drebkau auf, „glauben Sie?“

„O nein, mein Bester! Eine romantische Grille, wie sie Wesen, die eine Zeit lang unverstanden durchs Leben gingen, leicht bekommen. Frau von Britz erzählte uns doch von dieser erzwungenen Heirath — nun, sehen Sie — Furcht vor dem Glück ist's".

„Prinz, Prinz!" Drebkau blickt zu Boden, sein schönes Gesicht ist bleich. — „Wenn Sie mich nur über den Augenblick hinausbringen wollen . . ."

„O nicht doch! Sie wird wiederkommen, ein Lebenszeichen geben, verlassen Sie sich darauf." — Der Leichtlebigere nimmt die Sache kaltblütiger.

„Prüfung! — nun ja, der eifersüchtige Geizhals, respective Drache, der das holde Geschöpf in seine Höhle schleppte, wird seinem Testament irgend eine Klausel angehängt haben, und vor der ängstigt sich das rothblonde Köpfchen. Zählen Sie auf irgend einen vernünftigen Rechtsanwalt, der ihr schon auseinandersetzen wird, daß die Grafschaft Dönnitz Silberadern genug hat. Sie ist so rechtschaffen philiströs, die kleine Dame! Verzeihen Sie das harte Wort, lieber Graf." — Er faßt in den Cigarrenkasten, Drebkau bietet ihm mechanisch Feuer.

„Was thu' ich nur — dies Warten wird schrecklich sein!"

„Gehen Sie nach Dönnitz, dort finden Sie Nach-

richten von ihr am besten. Madame Isa ist eine impulsive Natur, aber die kühle Ueberlegung tritt auch bei solchen ein. Gehen Sie nach Dönnitz! Denn zu einer Irrfahrt hinter der entflohenen Braut her kann ich nicht rathen — noch einmal, warten Sie ab!"

Frank Drebkau überlegt, das Papier zittert in seinen Händen. Prinz Victor tritt ans Fenster und sieht in den Vorgarten hinaus, und er denkt dabei: „Diese Frauen, die uns plötzlich in Angst und Staunen durch ihre bizarren Einfälle versetzen, haben eigentlich etwas Unbequemes. Prinzeß Hella könnte doch vielleicht recht angenehm für das häusliche Leben sein."

---

12. Kapitel.

Mademoiselle Rose Letonnier sitzt in einem Abtheil zweiter Klasse, die Hände im Schooß gefaltet, und denkt nach. Man kann nicht immer schlafen, man gähnt sich aus, und selbst aus dem zornigen Zustande kommt man heraus und gelangt in den der Apathie, wenn der Zug so träge dahin schleicht, wenn Niemand da ist, der den kleinen Capothut mit den kleidsamen Vergißmeinnicht über den gekräuselten, blonden Haaren bewundern kann, und man sieht sich selber müde an den Lackspitzen der zierlichen Stiefel, die sich gegen das jenseitige Polster stützen. Oh, c'est ennuyant!

Erst ist Rose sehr erschrocken gewesen, als Madame mitten in der Nacht den Befehl zum Einpacken und Abreisen gegeben hat — aber man ist doch an Launen gewöhnt worden in seiner Carriere. Wenn sie an die Herzogin Deltour denkt, die kleine Rose! Welche wunderbare Einfälle und gefährliche Wagnisse gabs da! Der kleinen Rose klopfte das Herz so stark,

wenn sie einen verantwortlichen Wachtposten hatte, als sei sie selber schuldig — und dann die Millionairin, die Sonderstraat, mit der Migräne und den Zornanfällen, die immer Spuren auf den Wangen der Zofe zurückließen. Freilich Zehnfrankenstücke tilgten sie, aber da war der häßliche Mynheer Sonderstraat mit den nach Schnupftabak duftenden Fingern, die immer sich nach ihrem Oberarm verirrten. Puh, der abscheuliche Tabak! — Und so hatte sie es einmal in der Stille und der Einfachheit eines Dienstes bei einer bürgerlichen Wittwe versucht, denn Rose Letonnier hielt auf Tugend.

Mit Madame war ja nun auch recht gut fertig zu werden — keine Launen, keine Emotionen — bis gestern Nacht. Einpacken, abreisen! Nun ja doch, freilich, aber wohin? Darüber wahrte Frau Isa Wakendorf ein undurchdringliches Schweigen.

„Welche Costüme befehlen Madame für die nächsten Tage? Darf ich besondere Vorbereitungen treffen — es ist vielleicht ein Klimawechsel?"

„Das Einfachste zur Reise!"

„Voilà tout!" hat Mademoiselle Rose mit dem Achselzucken gesagt, das sie so allerliebst kleidet, wie der Oberkellner im Europäischen Hof behauptet. Rose Letonnier will sich auf alle Fälle gut verheirathen,

und daß dies Vornehmen ihr gelingen wird, davon ist sie fest überzeugt.

„O das schöne Baden!“ hat sie mit einem Stoßseufzer geflüstert und die Visitenkartenschale emporgehalten.

„Madame befehlen, daß ich das verbrenne, die Frau Herzogin hielt immer darauf . . .“

Erst ein müdes Neigen des rothen Kopfes mit der Empirefrisur, die sehr zerstört aussah, dann hatte Frau Isa selber die bunte Schale mit dem Drachenfuß ergriffen und darin gesucht — nur eine Karte nahm sie heraus und behielt sie zurück. „Jawohl, ins Feuer!“

Die Karte mußte Rose unbedingt lesen — aber ihre Neugier wurde auf eine harte Probe gestellt. Frau Wakendorf behielt sie, als sie rastlos im Zimmer auf- und niederwanderte, beharrlich in den Händen.

„Wir haben nur wenig Besuche gehabt“, flüsterte Rose, als sie im Schlafzimmer das Autodafé veranstalten wollte.

Frau von Britz, zwei Modistinnen-Adressen, ein collectirender Pfarrer, Prinz Victor – oh, wo ist die Karte des Grafen Drebkau geblieben? — Aha — er war unzweifelhaft bienvenu.

Sie schlich auf den Fußspitzen zurück; am Fenster,

auf die flackernden Gaslichter starrend, stand Frau Isa — die rechte Hand lag auf dem Tische mit den goldenen Füßen — unter den schlanken Fingern schimmerte das weiße Blatt hervor — Drebkau — ja, da stands . . .

„Pardon, Madames Riechfläschchen darf doch nicht vergessen werden.“

Die junge Frau schrak zusammen, als sei sie auf einer Missethat ertappt, und schob die Karte in die Kleidertasche.

Rose betrachtet, mit ihren Erinnerungen fertig, die Handschuhe, glättet sie, schüttelt den Kopf und fragt sich: „Aber warum denn fortgehen, wenn man anfängt, Jemandem gut zu werden?“ Es ist ihr das in ihrer Praxis noch nicht vorgekommen — und sie gähnt wieder. — „Schade, ich bin für Romane.“ —

Isa lehnt in den rothen Plüschpolstern der ersten Klasse — ihr ist es gleich, ob die Frisur und der Hut leiden, sie wirft sich rastlos hin und her. Sie hat die Handschuhe von den Fingern gestreift und preßt die Hände ab und zu gegen die pochenden Schläfen und starrt auf die Felder, Bäume und Häuser, an denen der Zug vorübergleitet. Er hat keine Eile, er hält an jeder Station, und ein verzweifeltes Lächeln

huscht um die Lippen Isas — sie kommt noch früh genug an ihr Ziel — noch früh genug. —

Sie hatte ihm nachgesehen, wie er an der Seite des Prinzen über die Straßen schritt, das Licht fiel hell auf sein Gesicht — dann tauchte er in's Dunkel. Und darauf kamen die Gedanken.

Nein, es war kein Unrecht gewesen, der Annahme der Frau von Britz nicht zu widersprechen, sie hatte ja keine Pflichten, die Dame über ihre Vergangenheit aufzuklären — aber er hatte sie vertrauensvoll an sein Herz genommen — er . . .

Wenn ihr in jener Stunde, überwältigt von der großen Empfindung, die Lippen verschlossen blieben, so war das natürlich — aber mit dem Licht des beginnenden Tages trat die Forderung an sie heran, zu sprechen — er wollte sie zu seinem Weibe machen und sie — o mein Gott, sie konnte nicht einmal sagen, daß sie's nicht verdiente! Sie war nicht unwürdig; sie hatte keinen Flecken in ihrer Vergangenheit. Sie war durch Sümpfe gewatet, sie hatte berechnet und kaltblütig gehandelt, aber sie war nicht verworfen gewesen . . .

Würde er's glauben, wenn sie sprach? Wenn sie ihm den Weg zeigte, den sie gewandert? — Konnte er's je überwinden, welchen Ursprungs sie gewesen —

gleichviel, was sie nun auch war? Und wenn sie schwieg, wie bisher — sie hatte es gekonnt, als Wakendorf um sie warb — sie verkaufte ihm das frische, blühende Leben gegen gute Tage und sie hatte sich nie einen Vorwurf gemacht — das war ein Handel, so gut wie ein anderer. Und sie dachte an den Prinzen und seine Huldigungen — wenn sie koketter war, so würde er sich haben fesseln lassen — auch den hätte sie in Unwissenheit zu lassen vermocht. Aber Frank Drebkau! Hier war Liebe um Liebe — und es durfte keine Lüge zwischen ihnen stehen.

Durfte nicht? Wenn sie sprach, verlor sie ihn auf immer — wenn sie schweigend den Kopf an seine Brust legte und sagte: „Rede nicht, forsche nicht, ich bin Deiner würdig," so würde er vielleicht glauben. — Sie hatte, in die Nacht starrend, in stummer Qual die Hände gerungen. Durfte sie denn nach dem Glück fassen — Gräfin Drebkau! Und eines Tages kam der Zufall und pochte an's Schloßthor und fragte nach dem „Wieschen".

Sie war es all' die Jahre nicht mehr gewesen; erst hatte sie — Liebe und Anhänglichkeit waren ja nicht in der Hütte des Gänsehirten mit der Kinderschaar emporgewachsen — stumpfsinnig und gleichgiltig sich der Heimath und der Angehörigen erinnert,

dann später, als das Leben ihr lachende Seiten gezeigt, gewaltsam die Gedanken verbannt — da, an dem glücklichsten Tage ihres Daseins, waren sie wie eindringliche Gespenster gekommen, unverscheuchbar, drohend — aus den Ecken kicherten Stimmen, spottend und lachend, unter den Gasflammen drunten standen Gestalten und winkten. O, sie waren alle da — und die kleinen Häuser auch und die schlechten Wege, die Bäume, unter denen sie gespielt; die Wolken jagten am Himmel, denen sie damals zugesehen, träumend auf dem Rücken liegend, und nun klang auch eine heisere Stimme in all' das hinein: „Komm' man mal wieder und sieh, wo Du auf die Welt gekommen bist; es zieht einen Jeden doch einmal wieder dahin! . . .“

Zebedäus, der alte, weise Mann, vor dem sie solche Furcht gehabt, ja, der stand auch da. Und dann hatte sie gewußt, was zu thun war. Nur dort an dem Ort, wo sie wie eine Blume aus dem Sumpf emporgeschossen war, konnte sie entscheiden, ob sie nach dem Glück fassen dürfe.

Fort, hin nach dem weltverschollenen Nest! — sie hatte nie so hastig und eifrig Befehle ertheilt.

Und nun noch wenige Stationen und sie war da. Da flogen Ortschaften vorüber, deren jede einzelne

sie zu kennen meinte, den Kirchthurm dort auch gewiß und das graue giebelige Rathhaus, auf das man gerade hinunterblicken konnte. Die Truppe Rabelli hatte gewiß auch da ihre Vorstellungen gegeben! Ob sie hier das grüne Mieder mit den Flittern getragen oder das blaue, welches die Directorin für das „größte Prachtstück der Welt“ erklärt hatte? Sie sieht sich auf dem Seil und auf dem müden Schimmel — wieviel hundert Augen staunend zu ihr aufstarrten — ja ist es nicht ein größeres Wunder, daß sie nun hier in den weichen Polstern des vorübersausenden Zuges lehnt, die reiche Frau, der ein Prinz huldigt?

„Du kannst mal Prinzen zu Deinen Füßen sehen!“ hat Rabelli gesagt; nun ist es so gekommen und anders als er gedacht.

Esmeralda, die schöne Spanierin, hat der Nachfolgerin bei der Truppe, der kleinen Wiwi, ein Kästchen aus ihrer Würfelbude geschenkt: „Wenn mal 'n ordentlicher Mensch Dich heirathen will, dann gieb das Handwerk nur auf — besser is besser!“ hat sie ihr mit mütterlichem Tone gerathen. Sie hat das bunte Pappkunstwerk bewahrt, bis Wakendorf kam. Ja, besser war besser! Sie sind Alle da, auch Theodor Thiede mit seiner rundlichen Gattin — sie hat dem Ehepaar nach dem Tode ihres Mannes das geliehene

Capital geschenkt — und der schlaue ehemalige Mr. Snips hat die stillschweigende Bedingung verstanden.

„Du Jettchen, das sollen wir nun nich mehr Wort haben, daß wir früher mal die reiche Frau gekannt haben — weißt Du! Und brauchen es ja auch nich mehr,“ hat er mit einem Stoß in die Seite seiner Gattin und mit einer Grimasse gesagt.

„Na, wenn sie mir und dem Mädchen ab und zu alte Kleider schickte, das könnte sie doch, wenn sie bedenkt . . .“

Aber Frau Isa Wakendorf hat den Schleier vor das Gesicht gezogen, gleichgiltig die Fingerspitzen in die ausgestreckte Hand gelegt und ist davon gefahren.

Steina!

Sie dehnt die Glieder, als sie sich erhoben, und verläßt den Wagen. Da steht auch schon die kleine Rose, eine Handtasche haltend.

„Madame — hier?“ Sie läßt die Blicke über den Bahnsteig nach dem kleinen Stationsgebäude wandern und macht ein Gesicht dazu, als fühle sie sich in der Sahara ausgesetzt.

Isa geht ein paar Schritte hinüber nach dem Omnibus der „Blauen Glocke“. Der Kutscher blickt schläfrig von dem Bock herab, mit diesem Zuge kommen selten Reisende.

„Wollen Sie in den Ort!“

Er klettert hinab und läßt sich den Gepäckschein einhändigen. Isa bedeutet der Zofe: „Sie werden in das Hotel fahren — ich habe das Bedürfniß zu gehen und komme nach.“

„Certainement, Madame,“ sagt Mademoiselle Rose — das jetzige Erlebniß mit der schrecklichen Reise, Tag und Nacht nach dieser öden Station übertrifft alle Abenteuer der Herzogin und alle Zornausbrüche der Madame Sonderstraat. Wenn sie im nächsten Augenblick Jemand entführt, wird sie sich garnicht wundern.

Isa geht auf der feuchten Landstraße hin und biegt dann seitwärts auf einen Wiesenplan. Alles wie sonst — das Wirthshaus links, der Kirchhof rechts. Einmal im Jahre dringt der Schützenhausjubel hinüber nach den grasüberwucherten Gräbern hinter der pappelumkränzten Steinmauer. Da liegen ihre Eltern irgendwo unter den Armen, ohne Namen, vergessen, wie so viele andere auch — sie hat nie den Wunsch gehabt, diesen Platz zu kennen und zu schmücken — sie belügt sich selber nicht — und doch hat sie diesen oder jenen gleichgiltigen Menschen Kränze gespendet.

Die Hecken links wie damals, als sie mit Hen-

rich dort gekauert, nach den grünen Wagen starrend, die wandernden Häuser der Familie Rabel.

In irgend einem Städtchen, an dem der Zug hielt, liegt der „Director“ auch vergessen hinter der Kirchhofsmauer — ah, und das war der Schauplatz ihres ersten Liebestraumes! Sie sieht den Garten mit den Sonnenblumen, hört das Wasser rauschen — den Namen des Landstädtchens weiß sie nicht — verrauscht, vergessen.

Nun biegt sie in eine der Nebengassen, sie ist so sicher, als sei sie gestern die Pfade gewandert, die sie einst mit bloßen Füßen gegangen. Die Häuser wie damals, hier eins verfallener, dort frisch gestrichen und aufgeputzt — man kann auf Prosperiren und Rückwärtsgehen des Besitzers darnach schließen.

Ein Bursche kommt ihr entgegen mit geschwärztem Gesicht und rußigen Händen, ein junger Nagelschmied. So einer kann ihr Bruder sein. Sein Aermel streift sie, als er vorübergeht — er guckt nicht nach der fremden Dame, er pfeift sein Lied — „Just“ hieß der älteste.

Eine Frau tritt mit klappernden Eimern aus einem Hause, die ist schon neugieriger. Sie bleibt stehen und wartet, bis Isa herankommt, und mustert sie dann scharf. Sie erkennt sofort, daß dieselbe nicht

zu den Honoratioren gehört; der suchende Blick, der so eigentlich über Gebäude und Gärten hinstreift, fällt ihr auf.

Die Dame will wohl nach einer Wohnung sehen? Steina ist Sommerfrische geworden, wie jetzt jeder kleine Gebirgsort.

„Wer wohnt da?“ fragt Isa, auf das Haus deutend, an dessen Schwelle sie mit Henrich Gesecke gespielt.

Die Frau schüttelt den Kopf.

„Ne, das is nichts für Herrschaften,“ meint sie wichtig. „Der Wild-Anton sitzt doch jetzt im Zuchthaus, hat auf'n Förster geschossen, das is nichts Reputirliches für Badegäste.“

„Im Zuchthaus“ — sie sieht Henrich wieder vor sich in seinem Elend — das hier ist noch größer.

„Wo's mal drin steckt, das is so 'ne Sache,“ nickt die Redselige, „schlechte Rasse, haben wir immer gesagt. Nu hat er Frau und Kinder unglücklich gemacht — betteln können sie alle gehen!“

Und sie richtet sich auf und wischt mit der Kattunschürze über den Mund.

„Gehen Sie man darunter, wo's frei ist, da stehen neue Häuser, da wohnen die Herrschaften auch gern. Und sagen Sie man, die Schirmern schickt Sie,

das bin ich nämlich, und das is so gut wie 'ne Empfehlung, die Ihnen der Pastor gibt. Ja, wir halten auf Reputirlichkeit!"

Isas Füße werden schwerer. Eine braunrothe Schnecke kriecht über den Weg, ein Hahn schreit schrillend nach Regen, zwei Knaben necken einen Hund hinter einem Zaune — nun noch um die eine Ecke, dann ist der Platz erreicht, auf dem des Gänsehirten Lüssow Häuschen steht. Wer mag da drin wohnen? Wohl Niemand von ihren Geschwistern mehr. Sie sieht sie alle plötzlich vor sich, schreiend, lustig, auch das Kleinste, dem sie damals einen Kuß gegeben hat, das lüttge Mariechen, als sie fort ging in die weite Welt.

Sehnsucht hat sie nie nach ihnen gehabt — wie ein junger Vogel ist sie aus dem Neste gestoßen — flügge gewordene Vögel kümmern sich auch nicht um die Gefährten, welche eine Mutter mit den gleichen Flügeln zugedeckt hat.

Aber nun suchen ihre Blicke das Haus vergebens, das kleine, hinfällige Gebäude, wo des Daunenprinzen Familie und die Lumpen des alten Zebedäus so einträchtig mitsammen untergebracht waren. Es ist vom Erdboden verschwunden und ein großer, stattlicher Bau erhebt sich daselbst, dreistöckig und freundlich. Saubere

Kinder sitzen auf der Schwelle, der Vorgarten ist wohlgepflegt, ein größerer schließt sich hinten an.

Die spielenden Kinder geben nicht Acht auf die Fremde, aber ein wackeliger Alter kommt an seinem Stabe heran. Sie kennt ihn, es ist der alte Vormann, der Briefträger, dessen Füße nun wohl längst nicht mehr zu seinen Diensten taugen.

Rasch wendet sie sich und sieht ihm ins Gesicht. Wenn sie hier auf der Stelle erkannt wird . . .

Er zieht das Käppchen.

„Wenn die Dame etwas sucht?“ sagt er mit der freundlichen Zudringlichkeit, die das geschwätzige Alter hat.

Sie wagts: „Ich möchte wissen, wem das Haus gehört?

„Das Haus“ — er biegt den grauen Kopf näher —, „das gehört dem jungen Gottschall — dem Friedrich Gottschall seinem Sohne, der eine Frau von Klausberg in den Ort gefreit hatte. Un der is nu mein Schwiegersohn und ich kann sagen, ich habe es gut auf meine alten Tage.“

Die schlanken Hände umfassen eine Latte des Zaunes.

„Das Grundstück gehörte dem — dem jungen Gottschall immer?“ fragt sie.

„Ach Du mein Gott, nein,“ wehrt der Alte, „das sah hier ganz anders aus! Nicht höher als mein hochgehobener Arm war das Haus, wo der alte Zebedäus wohnte und dem Gänsehirten gehörte es doch, der die vielen rothhaarigen Kinder hatte, die einem immer vor den Füßen lagen. Was der alte Zebedäus war, auf den konnte ich mich verlassen, wenn ich ihn nach dem Wetter fragte — das fühlte er in seinem elenden Körper. Ja, freilich sah das hier ganz anders aus. Steina bleibt nicht zurück, wenn Alles in der Welt vorwärts geht. Ganz gewiß nicht! Ja der alte Zebedäus ist lange todt und der Daunenprinz auch, und was die Frau war...“ Er besinnt sich aber da er gern erzählt, ist ihm jedes Thema recht. „Warten Sie mal, die Frau nahm sich noch 'nen Mann ins Haus, den schwarzen Reuter — todtgetrunken haben sich die mit einander. Und erst aus der dritten Hand hat mein Schwiegersohn das Haus.“ — Es fällt ihm nicht auf, daß die schwarze Dame ihm geduldig zuhört, in einem kleinen Orte interessirt man sich für Hoch und Niedrig.

„Die vielen Kinder?“

„Na warten Sie mal. Von so vielen kommen nicht alle auf. Welche sind todt und die andern fort in die Welt — Jungens und Mädchen. Ja ne, der

Mensch muß man Zeit haben, daß er sich besinnen kann. Dem ältesten Jungen is es so gut in Amerika gegangen, da hat er die beiden andern nachkommen lassen — viel Reisegeld hat er geschickt. Mein Schwiegersohn hat auch 'ne Schwester da drüben — aber zu Hause is es doch am besten!"

„Und die Mädchen?"

Er macht eine Handbewegung. „So nach einander sind sie draufgegangen, und das war wohl für solche das Beste, was wird denn viel draus in der Welt, aus solchen? Aber eine, die war'n frisches Frauenzimmer, die hat in der Stadt gedient und die Mannsleute waren geradezu verrückt, wenn sie in den Ort kam. Aber mal hatte die Herrlichkeit en Ende, da kam sie wieder, elend und krank. Un was wars? In den Fabrikteich hat sie sich gestürzt und die Gemeinde hat noch die Begräbnißkosten gehabt —."

War's Male oder das lüttge Mariechen? — Isa sieht mit dem stillen, blassen Gesicht in die Wolken — so lustig waren sie einst alle, die Großen und die Kleinen . . .

„Ja, unser Ort hebt sich", sagt der ehemalige Briefträger, „im nächsten Jahre woll'n sie ja nun auch so was wie 'n Kurhaus bauen, und ein neues Postgebäude kriegen wir auch."

Isa streckt dem Alten die Hand hin und geht weiter. Er schüttelt den Kopf hinter ihr her, denn er hätte gern noch weiter gesprochen.

Denselben Weg nimmt sie, welchen die Mutter sie damals geführt, als sie sie von der Gänseheerde holte, um sie dem fremden Manne zu übergeben.

Noch einige neue Häuser stehen rechts und links; aus dem verachteten Platz, wo früher die Armuth hauste, ist ein ansehnlicher geworden.

Sie grüßt die Bäume wie alte Bekannte, dann hört sie ein Schreien, Gackern, Flügelschlagen — und nun steht sie dicht vor der beweglichen Schaar, die bei ihrem Näherkommen noch aufgeregter durch einander stiebt. Ein altes Weib mit fliegenden Haaren kauert unter der Eiche, wo sie mit Henrich gesessen, zwei Jungen balgen sich einige Schritte weit davon, ein paar Mädchen schwingen lange Gerten in den Händen und schreien: „Hulle, Hulle!"

Sie lacht, sie wehrt sich nicht, als sich die Schnäbel nach dem Saum ihres Kleides ausstrecken und die Flügel feindselig schlagen — die Mädchen starren die schwarze Gestalt mit blöden Augen an. — Mit einer raschen Bewegung nimmt Isa der einen die Gerte und schwingt sie über dem Haufen — ein Zucken geht dabei um ihren Mund. „Wieschen", murmelt sie, „Wieschen"!

Und dann läßt sie die Weidenruthe fallen, schlägt beide Hände vor das Gesicht und beginnt zu schluchzen.

Die Mädchen rennen davon, und das alte Weib wirft die grauen Haare aus dem Gesicht und kommt langsam näher.

„Wollt Ihr wohl!“ schreit sie, die Faust ballend, „wollt Ihr mal gleich das Viehzeug zurücktreiben! Die fürchtet sich ja doch –- aber sie thun Ihnen nichts, ganz gewiß nichts! Hulle! Hulle!“

Die Mädchen lachen spöttisch, die Jungen schlagen Purzelbäume vor Vergnügen und das alte Weib grinst Isa an wie die Vergangenheit.

„Die Stadtleute fürchten sich immer erst — aber sie thun nichts, sie schreien nur.“

Und dem Grafen Frank Drebkau soll sie diese Vergangenheit eingestehen — nimmermehr!

Sie macht eine grüßende Bewegung und wendet sich ab.

Die dummen, stumpfen Gesichter sehen ihr nach, wie sie mit raschen Schritten davongeht; die Gänse schreien. Sie hört es noch lange, als sie durch den kleinen Eichenwald dem Teich zugeht.

Auch ihn umstehen die Cypressen des Nordens, die Pappeln. Der Himmel ist von Abendrothglanz überflossen. Sie blickt auf den blanken Spiegel des

Teiches. War's solch ein Abend, als die verzweifelnde Schwester zum letzten Male zu dem Himmel emporsah? Sie gräbt die Zähne in die Lippen, es ist nicht einmal Mitleid, das sie spürt — eine kalte Neugier. Elender als sie jetzt ist, kann die Arme kaum gewesen sein — Schande und Noth standen ihr zur Seite — sie, Isa, grinst die Vergangenheit an und will das Glück der Gegenwart und der Zukunft zertrümmern —

Und muß denn das sein? Wenn die Lippen, die sie jetzt fest auf einander preßt, zu schweigen verstehen, wie sie es bisher konnten — weiter ists ja nichts — es kennt sie Niemand mehr, es ist keins von den Geschwistern da!

„Weiter nichts!" sagt sie und sieht sich dann um, als müsse ihr eine Antwort werden. Aber es bleibt still, nur durch die Spitzen der Pappeln fährt mit leisen Säuseln der Abendwind.

Mit sich allein muß sie fertig werden, das ist's! Aber um so besser, sie hat nun gesehen, daß dies rothe Wieschen hier nicht als Gespenst umgeht, sie hat's mit den eigenen scharfblickenden Augen gesehen —

Nur schweigen können — weiter nichts, und sie darf denselben Kopf, den sie jetzt gegen den Stamm des Baumes preßt, an eine warm klopfende Brust legen. —

Und sie wird schweigen, sie weiß es. Sie hebt die Hand wie zum Schwur, ein erlösender Athemzug kommt aus ihrer Brust.

Der Goldton ist verschwunden, rothe Streifen ziehen sich über den Horizont, das Wasser spiegelt auch sie wieder und dann den Schatten, den ihre Gestalt wirft.

Sie ist ganz fest und muthig geworden — es kommt nur auf den Willen an! Und mit hochgetragenem Haupte schreitet sie dem Gasthofe zu.

Als Mademoiselle Rose sie eintreten sieht, thut sie auch einen befreienden Athemzug.

„Madame!"

Frau Isa verlangt Papier und Feder und schreibt ein Telegramm auf, das die Adresse des Grafen Drebkau trägt.

„Ich erwarte Sie!"

In den drei Worten liegt Alles — und sie weiß, daß sie ihn herbringen, zu ihren Füßen.

13. Kapitel.

Mademoiselle Rose Letonnier sind die Stunden des nächsten Tages unerträglich lang geworden. Sie hat überdies noch nicht herausfinden können, warum Madame just diesen Ort gewählt hat, um sich auszuruhen — sie sitzt nämlich seit früher Morgenstunde unter den Obstbäumen im Wirthshausgarten und sieht bald den Himmel an, bald scheint sie den Conturen der Berge mit den Blicken zu folgen. Sie bückt sich nach den Gänseblümchen, die sie von ihrem Sitz im Grase aus erreichen kann, und zerpflückt sie, wie ein tändelndes Mädchen, das ein Orakel befragt.

Mademoiselle Rose kann gar nicht begreifen, wie man in solchem Orte leben kann. Sie schüttelt wiederholt das blonde Köpfchen und hebt verachtungsvoll das Stumpfnäschen in die Luft.

„Mon Dieu!“

Das kornblumenblaue Kleid der Wirthin ist von einer Façon — Rose muß noch ein Bébé gewesen

sein, als man das trug. Und die Würde des Herrn der „Blauen Glocke" — steif, rothhaarig, überlegen blickend, als sei es der erste Gasthof der Welt, und nicht die geringste Attention für solch' niedliche Zofen, wie Rose ist! Das hat sie noch gar nicht erlebt — es ist zu philiströs!

Je mehr die Stunden vorrücken, dem Abend zu, um so erregter, belebter wird Madame's Wesen — sie erwartet Jemanden ohne Zweifel. Leider war der Hausknecht, welcher das Telegramm forttrug, so ungeschickt, Mademoiselle Rose keinen Blick in dasselbe zu ermöglichen, und Frau Isa ging sehr vorsichtig mit der Antwort um. Ein Rendezvous — natürlich! Nun, in eine Versenkung kann Madame an diesem Orte nicht verschwinden, sie ist jedenfalls neu in diesen Dingen, wenn sie Baden-Baden verläßt, um sich in Steina zu compromittiren.

Kurz vor Sonnenuntergang wird die Staatsequipage der „Blauen Glocke" angespannt, die Madame nach dem Bahnhofe bringen soll — der Herr des Hauses prophezeit Regen, als er seinem Gaste herablassend beim Besteigen des Gefährtes hilft.

Isa hat an der Brust einen Strauß von Feldblumen, ihr Kleid ist schwarz. Auf ihrem Gesicht ist bald ein strenger Zug, die feinen Nasenflügel zittern

in nervöser Bewegung, bald huscht ein weiches Lächeln um die Lippen.

Eben hält der Wagen an der kleinen Station, als von der anderen Seite schon der Zug heranbraust. Sie macht eilig die paar Schritte nach dem Perron — drüben an der schon beim Fahren geöffneten Thüre steht Frank Drebkau, den Hut in der Hand.

Nun schwingt er sich heraus, verneigt sich tief und zieht ihre Hand an die Lippen.

„Isa!“

„Können Sie mir verzeihen?“ fragt sie mit schimmernden Blicken.

„Die Laune? Das kleine Versteckenspielen?“ fällt er ein. „O Isa, wenn es keiner größeren Prüfung galt — Isa . . .“

Sie wehrt ihm mit leisem Lächeln und nimmt mit einer Bewegung seinen Arm, als sei das eine alte liebe Gewohnheit.

Sie sind ein schönes Paar, wie sie so neben einander hinschreiten. Der Portier blickt ihnen, die Hand an der Glocke, um das Zeichen zum Abfahren des Zuges zu geben, nach, ein altes Weib, welches eine Kiepe auf dem Rücken trägt, streift den Arm des Grafen im Vorübergehen, sie hat keine Zeit auf vornehme Leute zu achten.

„Nicht wahr, wir gehen?“ sagt Isa, als sie den Wagen erreicht hatte, und bedeutet dem Kutscher, heimzufahren. „Na,“ denkt der, „wenn man's gut haben kann und will nicht, mir kann's gleich sein.“

Frank Drebkau fragt nicht, wohin sie ihn führt, er ist nur in ihrem Anschauen verloren. Sie biegt nach demselben Wege ein, den sie am Tage zuvor nahm. Dicht aneinandergeschmiegt gehen sie, das Gefühl, sich nahe zu sein, beherrscht sie Beide, macht sie stumm.

Endlich sagt er: „Es ist mir wie ein Traum, daß ich litt, Isa — daß ich zweifelte, es ist nun alles, alles gut.“

„Alles!“ wiederholt sie in leisem Tone.

Wie vertrauensvoll er ist — nicht eine Frage nach dem Warum, es ist alles Gegenwart, Glück, Zukunft.

„Nein, in dem Wagen, in der Nähe eines dritten Menschen hätte ich's nicht ertragen,“ sagt sie plötzlich und steht still und hebt den Kopf ein wenig gegen seine Schulter, und er beugt sich und berührt ihre Stirn mit den Lippen.

Schwül ist die Luft, die Schwalben huschen tief über den Boden.

„Mein Lieb, mein süßes Lieb!“ sagt er.

Sehr langsam gehen sie auf dem weichen Rasen hin, da ist der Kirchhof, dort das Wirthshaus. Sie blickt stolz umher — sie hat gesiegt, sie geht an seinem Arm. Sie horcht dem Wohllaut seiner Stimme, den süßen Kosenamen, die er ihr giebt, er lacht über die Weltverschollenheit des Oertchens, in das sie geflohen mit ihrem Herzen voll Liebe und dem bangen Zagen.

Die ersten Tropfen Regen fallen.

„Nun hat der Wirth doch Recht!“ sagt sie und lacht. „Nun ist's ungeschickt, den Wagen nicht zu haben.“

Er lacht mit ihr. „Kommt die Sintfluth, Isa, trage ich Dich hindurch.“

„Vorläufig aber flüchten wir abwartend unter die Linde!“ und sie zieht ihn mit. Er nimmt ihre Hand und blickt ihr in die Augen.

„Du hältst mich für thöricht,“ sagt sie — sie sind Beide unmerklich in den vertraulichen Ton verfallen. Noch schützt sie das dichte Blätterdach, aber der Regen prasselt nieder.

Mit einer raschen Bewegung zieht er sie fest an sich.

„Mag kommen, was da will, wir sind beieinander — für immer, für immer!“

„Mein Eigensinn hat das verschuldet, Frank —,

ich bin eigensinnig," sagt sie und wischt mit dem Tuche die feuchten Tropfen von seiner Hand.

„O, ich bin wetterhart," fällt er ein. „Bedenke doch, ein alter Jäger! Aber Du, Isa, für Dich könnte ich besorgt sein"

Es ist ein halberstickter Laut, der von ihren Lippen kommt, die weißen Zähne schimmern — sie sieht das Kind Wieschen plötzlich in der armseligen Kleidung, die kaum die Blöße deckt, mit den nackten Füßen in den Wasserlachen patschen und jauchzen, hellauf jauchzen — es war ein Vergnügen! Wenn in dem rothen, krausen Haar die Tropfen hingen, schüttelte sie die Mähne und bespritzte die Geschwister daheim, dann schalt die Mutter, und der Vater suchte sie zu haschen — sie war aber allemal flinker und lief wieder davon. Und endlich entlief sie ganz dem Elend — ganz — und nun liegt's hinter ihr, sie braucht nur zu schweigen — „weiter nichts" lispelt eine Stimme in ihr Ohr.

Sie weiß nicht, wie das kommt, aber ein kalter Schauder durchrieselt sie plötzlich.

„Wenn ich abergläubisch wäre," murmelt sie.

Er fängt die leise Bemerkung auf. „Wir sind's alle irgendwie und irgendwo — sogar Tante Helmtrudis!"

Sie glaubt sie plötzlich zu sehen, wie er sie ge-

schildert, mit dem Stolz auf den alten Namen, dem strengen Blick, der tadellosen Lebensführung. — „Vor ihr fürchte ich mich!“ sagt sie mit einem Versuch zu scherzen, aber ihre Lippen werden blaß dabei.

„Bah — sie wird Dich vergöttern, weil ich Dich liebe!“

„So blindlings vertraut sie Dir, Frank“ — sie athmet etwas schwer — „daß sie . . .“

„Wo ich vertraue“ — wirft er ein, „schrankenlos darauf vertraue, daß ich mein Glück erobert . . .“

Sie fühlt wieder dieselbe häßliche Kälte in den Gliedern — das Rauschen des Regens wird ihr nun unbehaglich, immer wieder gleitet ihr Blick nach der Kirchhofsmauer, streift er den Schauplatz, wo sich die Scenen aus ihrer Jugendzeit abgespielt haben. Daß es hier gerade sein muß, wo sie mit ihm steht!

Das Sträußchen fällt von ihrer Brust, zu seinen Füßen, als sie den Verlust gewahrt, ist es bereits feucht und schmutzig — und in so froher, erwartungsvoller Stimmung pflückte sie es.

Könnten wir hier fort ,“ sagt sie dann, wie von Angst befallen; sie meint, überall müsse es besser sein als auf diesem unheimlichen Platze, wo die Gespenster ihrer Jugend umgehen.

Er mißt die Entfernung nach dem nächsten schüt-

zenden Dache mit den Blicken, es ist zu weit — immerhin bietet die alte Linde noch Schutz. Nur noch ein Weilchen Geduld.

Den Erdgeruch hat sie früher gern geathmet. Die klatschenden Tropfen machten eine so schöne Musik. Wenn sie mit aller Gewalt gegen das rothe Ziegeldach des Daunenprinzen schlugen, dann wußten die Kinder beim Erwachen, daß sie nicht mit den Gänsen hinausbrauchten — dann gehörte der ganze Tag ihnen.

Daß sich zwischen seine freundlichen Worte immer wieder diese Erinnerungen drängen!

„Weißt Du, Frank,“ sagt sie plötzlich mit fieberhafter Röthe auf den Wangen und Erregung in der Stimme, „wir wollen es Niemanden sagen, wie glücklich wir sind — wen kümmert es! Nicht einmal Frau von Britz.“

„Der Prinz ahnt es,“ entgegnet er, „mein glückliches Gesicht sprach wohl zu deutlich. Und von den herkömmlichen Mittheilungen könnten wir ja erst absehen — ich werde mich hüten, den Wünschen meines scheuen Vögleins zu widersprechen. Natürlich einer schulden wir ein schnelles Geständniß — Tante Helmtrudis!“

„Ah . .“

„Und morgen schon möchte ich Dich ihr zuführen . . .“

„Morgen — nein . . .“

Er streicht über ihre kalte Wange.

„Wenn es die erste Bitte ist, welche ich an Dich richte, Isa? Sie wird Dich mit offenen Armen aufnehmen — und wo könntest Du besser weilen als in ihrer Nähe für die kurze Zeit, welche noch vergehen wird, bis du meinen Namen tragen wirst. Isa Drebkau — o, Isa, ich habe mir das hundertmal auf der Fahrt vorgesprochen!“

Zu Helmtrudis, der Frau mit den strengen Augen — sie glaubt sie durch den Regenschauer drohend auf sich gerichtet zu sehen. Was Frank aus dem Zittern ihrer Stimme, dem Senken ihres Blickes nicht gewahrt, daß sie ein Geheimniß verbirgt, die wird es ihr aus der Seele lesen. Und sie fühlt, sie kann ihr nicht nahen, bis alles vorüber ist, bis sie wirklich Isa, Gräfin Drebkau heißt — dann wird's leichter sein, viel leichter — dann ist das Wieschen todt für immer.

„Nein — nein!“ Sie faltet bittend die Hände, sie birgt schaudernd das Gesicht an seiner Brust; er versucht, sanft ihren Kopf emporzuheben und ihr in die Augen zu blicken. Das wunderliche Wesen befremdet ihn.

„Tante Helmtrudis ist die Güte selber . . .“

„Und wenn sie forscht und fragt, wird sie unerbittlich sein!“ ruft Isa und richtet sich, seinen Anstrengungen wehrend, rasch auf: „Und sie wird es ausfinden und Dich und mich zugleich unglücklich machen — nein, lieber dann so — so! Und ich kann nicht lügen, Frank, Dir nicht — und ich will die volle Wahrheit sagen! Sieh, schon aus Baden trieb es mich fort aus Deinen Armen, das Gespenst meiner Jugend, und hier meinte ich, mich geprüft und überwunden zu haben. In dem unsagbar mächtigen Verlangen nach dem Glücke, nach Deiner Liebe Frank, wollte ich Dich betrügen, über meine Herkunft schweigen — aber da kamen die Gespenster der Vergangenheit und grinsten mich an — wie ich da neben Dir stand, wird es nie wieder sein — in Staub und Schmutz gehört ich, auf den Boden, dem ich entwuchs“ und sie gleitet vor ihm nieder, ohnmächtig.

14. Kapitel.

Auf Burg Dönnitz flattert die Fahne des Hauses der alte Kastelan hat sichs trotz der Abenddämmerung und der beschwerlichen Ersteigung des „Burgfrieds“ nicht nehmen lassen, die Ankunft des Schloßherrn zu verkünden. Sie freuen sich alle, in den Dörfern und auf den Förstereien, sagt er. Sie sind an Graf Drebkau's plötzliches Kommen und Gehen gewöhnt, die auf dem altersgrauen Schlosse.

Kaum war der Wagen unter dem ersten Thor eingefahren, wo die Wache, ein Burgsoldat, erschreckt präsentirte — man hatte eben ganz reglementswidrig mit einer Küchenmagd gescherzt, so hatte sich der Ankommende aus dem Wagen gebeugt:

„Vor dem Portal III halten . . .“

Das galt der Gräfin Helmtrudis, die in dem Flügel wohnte, wo die jungen oder altgewordenen Gräfinnen des Hauses von jeher ihre Räume gehabt — „dem Jungfrauenbau“, wie's in der genauen Bezeichnung schriftlich wie mündli ch heißt.

Keine Bitte des Grafen Frank hatte die Dame vermocht, die Zimmer zu bewohnen, die seine Mutter ehemals innegehabt. Mit ihrem klugen Lächeln hat sie gesagt: Nein, das ist nur für die „regierenden“ Frauen des Hauses, mein Frank! Wenn Du uns über kurz oder lang eine solche brächtest, müßte die alte Jungfrau Helmtrudis doch wieder nach dem Seitenflügel — und geschiehts nicht, und Du kommst ab und an heim, so sollen Dich die leeren Räume an Deine Pflicht . . .“

Alle die Jungfräulein des alten Hauses hängen, mehr oder minder künstlerisch, sämmtlich wohl aber erschreckend ähnlich conterfeit, hier an den Wänden — zarte Kindergestalten in langen, steifen Kleidern und Halskrausen, mit güldenen Kettlein um den Hals und rothen Aepfelchen in den Händen, Amazonen in der „Uniform“ des Hauses, Rococogesichtchen, Nonnengestalten — bis die Neuzeit kam mit den Mullkleidern, dem langen, zwanglosen Lockenhaar.

Helmtrudis kennt alle Namen und Geschichten; sie ist der Archivar und der Conservator der werthvollen Alterthümer, welche die Burg umschließt. In ihren eigenen Räumen hat sie der Gegenwart Concessionen gemacht, die Vergangenheit zu kränken. Sie ist eine schlanke, hohe Gestalt mit Strenge in den Augen und Güte auf den Lippen, sehr vornehm und sehr heiter zugleich; alle jungen Männer der Verwandtschaft fürchten sich vor ihren Sarkasmen, und die jungen Mädchen lauschen ihren weisen und freundlichen Lehren.

Die großen Lampen, welche in dem hohen Gemach mit den Erkern vertheilt sind, werfen alle nur gedämpftes Licht über die Gegenstände und auf die Lieblingsbilder der Gräfin Helmtrudis — sie trägt trotz des Sommers ein schweres Damastkleid, denn sie liebt das Rauschen der Gewänder und die Weiche des Sammet an sich und zwar müssen sie in Schleppen um sie her fallen, sobald sie daheim ist. Für ihre langen Spaziergänge im Walde und ihre Jagdausflüge hat sie eine Art von halber Männerkleidung, die ihr bequem und nicht gerade häßlich ist — auch kennt und respectirt sie jeder in der Umgegend zu sehr, um irgendwie über ihre Eigenheiten zu spotten.

Sie sitzt in einem weitlehnigen Armstuhl in der

Fensternische, ihrem Lieblingsplatz, und Frank Drebkau vor ihr, auf einem niederen Sessel, wie er's als ganz junger Mensch gethan, wenn er kam, irgend eine Thorheit zu beichten. Ab und an, während er erzählt, streckt sie den Arm aus und berührt mit ihren langen knochigen Fingern seine Schulter oder seinen Kopf — hm! hm! Das ist alles, was sie in seine lebhafte Rede einstreut, hm! hm! Er ist sehr beredt in seiner Beichte, seine Stimme bebt zuweilen, dann wieder ist sie weich und die Weise halb kindlich der mütterlichen Frau gegenüber.

„Bist Du nun fertig, mein Junge?" — Mein Junge sagt sie nur, wenn sie sehr bewegt oder äußerst aufgebracht ist.

„Beinah, Tante Helmtrudis! Sie hat mir nicht das Geringste verschwiegen, sie hat sich nicht im mindesten besser machen und ihren Beweggründen für diese und jene Handlungsweise etwas Edleres unterschieben wollen. — Ach, wenn Du sie gesehen hättest, wie sie vor mir zusammenbrach, überwältigt von den auf sie einstürmenden Empfindungen, nachdem sie sich angeklagt . . ."

„Hm! Die Angst vor Tante Helmtrudis, sagst

Du? Nun, das kann man auch böses Gewissen benennen . . .“

„Und wie sie dann erzählte in dem dürftigen Gastzimmer, wohin ich sie gebracht, schlicht und wahr — auf Schritt und Tritt konnte ich ja in dem kleinen Ort nachforschen. — Und wie sie mir endlich Lebewohl sagte, unter der Thür stehend, nachdem ich ihr fest versprochen, nicht zurückzusehen — es ging fast über meine Kräfte, aber — ich habe gehorcht.“

„Es war ein Abschied für immer? fragt die klare Stimme der Gräfin.

„Ich weiß es nicht, Tante Helmtrudis, ich habe gethan, was sie wollte — aber jetzt schon fasse ich in die leere Luft, jetzt schon“ — er bricht ab und durchmißt das Zimmer — „schelte ich mich einen von Vorurtheilen befangenen Feigling — wie konnte ich nur gehen, mich treiben lassen, zu Dir schicken lassen, Tante Helmtrudis — wie ein Knabe . . .“

„Hm!“

Es ist eine lange Zeit still in dem hohen Gemach, Graf Frank stützt den Kopf gegen eine Säule aus giallo antico, die in irgend einem Tempel Siciliens gestanden hat und von einem sammellustigen Drebkau mitgebracht wurde.

Dann bewegen sich, als er seinen alten Platz wieder eingenommen hat, die langen Finger gegen ihn. „Mein Junge, kennst Du eigentlich meine Liebesgeschichte?“

Er blickt rasch zu ihr hinüber. „Wie sollte ich, Tante Helmtrudis?“

„Da sie nicht das herkömmliche Capitel „Heirath“ aufzuweisen hat, so kann sie auch Anspruch auf die Bezeichnung Leidensgeschichte machen,“ sagt Gräfin Helmtrudis leise, und ihre Blicke suchen eine Marmorbüste, die ihren Platz vor einem Hintergrund von immergrünen Pflanzen hat.

„Prinz Waldemar von Widderstein und ich liebten uns.“

„Ah!“ — Frank sieht auch nach dem marmornen Abbild hinüber, das kluge, vornehme Züge zeigt. „Der berühmte Waldemar, der Stolz des Hauses, der so früh starb. Arme Tante!“

Sie hat den ruhigen, gleichmäßigen Ton schon wieder.

„Großer Gott, es mag nicht romantischer gewesen sein als zu hundert andern Malen, nur treu und ehrlich war's — aber zwischen uns stand das Haus-

gesetz des mediatisirten Fürstengeschlechts, das dem Herrscherhause ebenbürtig ist, und der Wille der Agnaten — mein Herr Vater — ich mußte damals noch so sagen, der Verkehr zwischen Eltern und Kindern war ein sehr förmlicher, — mein Herr Vater war seinerseits zu hochmüthig, um eine morganatische Ehe zu gestatten. So hatten wir denn einander Lebewohl zu sagen. „Er wird sich trösten mein Kind,“ philosophirte meine Mutter, „man tröstet sich bei solcher Jugend.“ Sie zählte auch ein Dutzend Beispiele auf. Ich war selbstverständlich eine sehr gesittete Comtesse und kam nicht mit rothgeweinten Augen zur Tafel und rang nicht vor meiner Jungfer die Hände — Prinz Waldemar wurde auf Reisen geschickt. Er war ein passionirter Naturforscher — in Brasilien starb er am gelben Fieber. Dies gefährliche Land hatte nicht auf seiner vorgeschriebenen Reiseroute gestanden, er hatte es aus Forschungseifer aufgesucht. Nun, ich wahrte ihm die Treue — das war Alles, was ich thun konnte.“

„Tante Helmtrudis!“

„Ja, ja, mein Junge, Standesvorurtheile haben manches Lebensglück zerstört. Man behauptet, die Neuzeit sei toleranter — ich finde es kaum.“ Sie steht auf und tritt neben den Sitzenden. „Sieh Frank, Du

liebst die Person, Du wirst immer daran denken, Du wirst sie nicht vergessen können — aber Du gestehst auch, daß Du Dich entsetzt hast über die bloßen Füße, die aus der Hütte des Daunenprinzen — ja, das Volk hat noch wahren Humor — hinter den Gänsen hergetrippelt sind . . ."

„Tante Helmtrudis!"

„Nun ja doch! Und rußige Arbeiter oder Viehtreiber in Amerika als Schwäger erschrecken Dich — ich begreife das! Das Parfüm ist's — wenn aber sie das ist, was Du sagst, wenn Deine Liebe die ist, wie Du behauptest . . . ."

Er sieht sie groß an und springt auf. Sie spricht weiter: „Die Drebkau's waren sehr stolz, berechtigt oder nicht, das gehört nicht hierher, Du bist der Letzte. Die Drebkau's schlossen nie das, was man eine Mesalliance nennt, in ihrem Hausgesetze sind aber keine Clauseln, die eine Heirath mit einer Bürgerlichen verbieten — und das Proletariat, wenn wir ganz correct sein wollen, ist ebenfalls nicht genannt — Frank, ich hoffe, ich bin die Letzte gewesen, welche dem Drebkau'schen Stolz ihr Herzensglück hat opfern müssen. Es ist etwas wie Schadenfreude in mir —

dem Prinzen von Geblüt habe ich entsagen müssen, das Blut der Daunenprinzessin bringt am Ende frisches Leben in den alten Stamm . . . ."

„Mein Gott," ruft er, zwischen Freude und Zagen, „Du meinst . . . ."

„Ich wiederhole: Wenn Deine, Eure Liebe ist, die sie zu sein scheint, so brich mit den Vorurtheilen einer längst überwundenen Zeit, fasse Deine Liebste in die Arme und bring' sie mir. Die letzte Drebkau segnet Euern Bund und hat keine Furcht vor umgehenden Ahnengespenstern."

Er stürzt vor ihr auf die Knie, küßte ihre Hände schluchzt und lacht: „Tante Helmtrudis, Du hast mich mir selber wiedergegeben — Du, Du mußtest erst mein Inneres durchforschen, Du — Du!"

Sie wischt eine Thräne aus dem Auge, sie ist noch aus der alten Schule, welche befiehlt, die Rührung zu bemeistern.

„Nun fahre nur gleich wieder landein, mein Junge, und suche Dein Schätzchen. Sie soll testamentarisch meine großen berühmten Perlen haben, das verspreche ich Dir — wie hieß sie doch? Es klang höchst originell," und dann lacht sie und tätschelt ihm die

Wange. „Das Wieschen, nun fällt mir's ein — den Namen haben wir noch nicht in der Galerie — bring' mir so schnell als möglich die zukünftige „Gräfin Wieschen".

Ende.

Die Einsamen.

Von

Leopold von Sacher-Masoch.

Miniatur-Ausgabe.

6 Bogen. Preis hocheleg. geb. mit Goldschnitt 3 M.

Der berühmte Verfasser des „Vermächtniß Kains" zeigt sich in diesem kleinen Roman voll origineller Poesie und tiefer Innigkeit nicht als der Autor der farbenglühenden „Venus im Pelz", sondern als vollberechtigter Nachfolger eines Adalbert Stifter und Theodor Storm.

Spottdrossel.

Roman

von

E. Pely.

Oktav. 20 Bogen. Preis geh. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Es sind wirkliche Menschen, die uns in dem Buche entgegentreten, freilich nicht mit den kapriziösen und potenzirten Empfindungen und Gedanken, wie sie die Figuren anderer moderner Romane häufig etwas zu aufdringlich zur Schau tragen, aber wahr empfunden und trefflich individualisirt. Da ist außer den Hauptbelden eine Zahl von Bauerngestalten, grobkörnig und protzenhaft, geldgierig und pfiffig, dummdreist und lebenserfahren, jede in ihrer Art mit voller Schärfe erfaßt und an die rechte Stelle gesetzt. Ein besonderer Vorzug des Buches ist die naive und gemüthvolle Vortragsweise; keine Moral wird herausdestillirt und keine billige Philosophie wird verhandelt. Die Verfasserin hat richtig herausempfunden, daß es die Aufgabe der Dichtkunst ist, auf das Gefühl und nicht auf den Verstand zu wirken.

Caritas.

Roman vom Grafen Wodzinski.

Autorisirte Uebersetzung von Prof. A. Mager.

Oktav. 15 Bogen. Preis eleg. geb. M. 4.—

Als französischer Roman überraschend. Man könnte meinen, eine Mitarbeiterin der „Gartenlaube" vor sich zu haben, so decent ist das interessante, in einzelnen Phasen an das Pariser Sittenstück streifende Thema behandelt. Vor allem ist die Heldin eine selten reine und edle Mädchengestalt, welche vom ersten Augenblick an unsere vollste Theilnahme gewinnt und bis zu dem harmonisch ausklingenden Schlusse behauptet. Die Entwickelung des Schicksals dieser herrlichen Gestalt ist ebenso wie jene der einzelnen Charaktere mit großer psychologischer Schärfe durchgeführt, die Behandlung und der Styl distinguirt und anregend. Alles in Allem eine feine sympathische Arbeit.

Eine dunkle That.

(Bilder aus dem Pariser Leben.)

Roman

von

Pierre Sales.

Autorisirte Uebersetzung von **Edmund Pfaff.**

Zweite Auflage.

8°. 350 Seiten, Preis elegant geheftet 2 Mark 50 Pf.

„Es sind Bilder aus dem Pariser Leben, welche das Buch enthält. Die meist knapp gehaltenen Artikel, welche schon durch ihre Ueberschrift zum Lesen einladen, geben abgerundete und klar gezeichnete Skizzen. Die Handlung ist spannend; jedenfalls wird dieser Roman eifrige Leser finden." (Allg. Hausfrauenzeitung)

Gräfin Sibylle.

Roman
von
E. H. v. Dedenroth.

Oktav. 21 Bogen. Geheftet 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk

Dieser Roman Dedenroth's, welcher in ebenso spannender wie feinsinniger Weise ein hochinteressantes psychologisches Problem behandelt, reiht sich würdig den bisherigen belletristischen Schöpfungen des beliebten Autors an. Dedenroth versteht es vortrefflich, das Hofleben sowohl als die vornehme Gesellschaft zu schildern, eine Reihe bedeutender und interessanter Personen vorzuführen und wirksam zu gruppiren, den Knoten zu schürzen und geschickt wieder zu lösen, sowie für die Geschicke der Liebenden die lebhafteste Theilnahme zu erwecken, sodaß Niemand den Roman unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Hinauf!

Roman
von
Baron A. von Moltke.

Oktav. 18 Bogen. Preis geh. 4 Mk., eleg. geb. 5 Mk.

Der Roman „Hinauf" ist ein Buchroman bester Art. Er besitzt alle Eigenschaften eines solchen in vollem Maße; eine interessante, geschickt erfundene und spannend entwickelte Handlung, überraschende Lösungen und hochdramatische Scenen. Die Gestalten des Romans sind interessant und anziehend, Sprache und Darstellung lebendig und anregend. Der Hauptvorzug des Romans besteht jedoch darin, daß er seinen Stoff unmittelbar aus dem rastlosen Leben der Gegenwart herausgreift und vor Allem diejenigen sozialen Fragen behandelt, die uns heute auf das Lebhafteste beschäftigen.

Nihilisten.

Roman

von

Wilhelm Goldschmidt.

8°. 16 Bogen. Preis eleg. geb. 5 Mark.

Dr. Wilhelm Goldschmidt, langjähriger Redakteur des „St. Petersburger Herold", hat Land und Leute Sitten und Gebräuche des Zarenreichs gründlich kennen gelernt. Als Zeuge der nihilistischen Umtriebe und Attentate entwirft er in dem vorliegenden Roman ein wahrheitsgetreues, handlungsreiches und tiefergreifendes Bild der russischen Gesellschaft und der Korruption, welche dieselbe ergriffen hat, der revolutionären Bewegungen, ihrer Ziele, ihrer Illussionen und berechtigten Bestrebungen. Dramatisch in der Komposition, wie in der Ausführung der wechselnden bewegten Scenen ist dieser Roman gerade jetzt, wo in Folge des Pariser Nihilistenprozesses wieder Aller Augen auf diese Partei gerichtet sind, doppelt interessant.

Der Herr Executor Brandlhuber.

Komischer Roman aus Siebenbürgen

von

Rudolf Bergner

Oktav. 14 Bogen. Preis geh. 3 M., eleg. geb. 4 M. ord.

Der rühmlichst bekannte Verfasser, dem wir ein ausgezeichnetes Werk über Siebenbürgen zu danken haben führt uns diesmal als Romancier und Humorist in dieses Land. Es ist eine höchst originelle, bald dramatisch bewegte, bald urkomische Geschichte, die er uns hier zum Besten gibt, deren Entwickelung wir mit Spannung und mit Heiterkeit folgen. Der kleine Roman zeugt ebenso von dem tiefen ethnographischen Wissen des Autors, als von seinem reichen und lebendigen Erzählertalent.